Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Sechsundvierzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Pitt, der Name zweier merkwürdigen Männer in England. 1) Der Vater, William Pitt, Graf von Chatam, geb. 1708, zog, nachdem er bei Zeiten die Militairdienste mit denen des Staatsmannes vertauscht hatte, als Repräsentant des Fleckens Old-Sarum die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und erhielt schon damals von der Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund. Mehre Würden, als Schatzmeister, als Generalzahlmeister rc., legte er nieder und mußte auch 1756 die als Staatssekretair, auf Befehl des wider ihn eingenommenen Königs Georg II. verlassen, obgleich sie ihm, auf das Andringen des Volks, 1757 wiedergegeben ward. Als Staatssekretair überstrahlte er nun alle Minister; er war es, der während des damaligen Kriegs mit Frankreich seinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, Verbesserung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren, das Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrschaft des Handels wieder verschaffte. Seine größern Pläne wurden durch den Tod Georg II., der aber in der Folge ganz sein Freund geworden war, (1760) unterbrochen, da Georg III. durch Pitt's Gegner, den Grafen Bute, wider ihn eingenommen war, und Pitt nun freiwillig 1761 seine Stelle niederlegte. Des Volkes nahm er sich bei jeder Bedrückung an und ward dadurch dessen Abgott. Der ihm vom Könige 1766 übertragenen Stelle als geheimer Siegelbewahrer (wodurch man ihn nur aus dem Unterhause weg- und ins Oberhaus

bringen wollte) entsagte er wegen der beständigen Anfälle vom Podagra i. J. 1768. Gegen die amerikanischen Colonien rieth er wiederholt, glimpflicher zu verfahren; aber umsonst; die von ihm vorausgesehene Trennung derselben vom Mutterlande erfolgte 1776. Und als er 1778 mit hohem Eifer das schlechte Verfahren der Minister gegen die Amerikaner öffentlich tadelte, sank er, da er sich zu sehr dabei angegriffen hatte, nach geendigter Rede ohnmächtig hin, wurde auf sein Landgut Hayes gebracht und starb hier nach einem Monate, den 11. Mai. Das Volk war untröstlich; P. wurde auf öffentliche Kosten mit größtem Pomp begraben und ihm in der Westminsterkirche nachher (1782) prächtige Denkmäler errichtet. Von Ehrgeiz und Parteilichkeit eben so, wie von Eigennutz und Cabale entfernt, war er ein Muster der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, des heißesten Patriotismus. An Beredtsamkeit war er unerreichbar; die Annehmlichkeit, Würde und Schönheit seines Vortrags, verbunden mit der Stärke seiner Stimme und seinem Geberdenspiele, rissen Alles unwiderstehlich hin. 2) *William Pitt*, der jüngere, des Vorigen Sohn, geb. 1759, war kein unwürdiger Nachfolger seines berühmten Vaters. Dieser beschäftigte sich ganz vorzüglich mit der Erziehung dieses seines — dritten Sohnes, welcher im 14. Jahre nach Cambridge kam und hier eben so ehrenvoll, wie nachher zu London, das juristische Studium vollendete. Im J. 1781 erhielt er für den Flecken Appleby einen Sitz im Unterhause, vereinigte sich bald gegen den so verhaßten Premierminister Lord North mit der Opposition und ward der Liebling der Nation, als er auf eine Comittee zur Verbesserung des Parlaments antrug. Dem 23jährigen Pitt vertraute man das Amt eines Canzlers der Schatzkammer; bald half er zur Beendigung des amerikanischen Kriegs durch den Frieden zu Versailles und vertheidigte sich meisterhaft gegen die Anfechtungen desshalb im Parlamente. Den-

noch entfernte er sich wegen der Coalition im folg. Jahre von den öffentlichen Geschäften, machte eine Reise nach Italien und Deutschland, und ward bei seiner baldigen Rückkehr, da sich Fox und North des Königs Unzufriedenheit zugezogen hatten, im 24. Jahr erster Lord der Schatzkammer oder Premierminister (1784). Er befestigte sich, trotz der häufigen Anfechtungen, immer mehr in der Liebe des Königs und der Hochachtung des Volks, besonders da er den ärgerlichen Cabalen der Torys und Whigs ein Ende machte und überhaupt durch Sparsamkeit, Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit überall zu Werke ging. Eine der mißlichsten Perioden für s. Ministerschaft war die Gemüthskrankheit des Königs i. J. 1788, aber er setzte mit s. Collegen die Maßregeln gegen d. Opposition bis zur Genesung des Königs durch. Doch auch er fiel in der Gunst des wankelmüthigen Volkes, bes. beim Ausbruche des fr. Revolutionskrieges, wo er die Fortsetzung des Krieges behauptete. Das Volk war wüthend gegen ihn und P. resignirte endlich 1801 mit 4000 Pfund Pension ꝛc. Bei der kurzen Dauer des zu Amiens geschlossenen Friedens wünschte man Pitt wieder ans Ruder, bis er endlich nach vielen Unterhandlungen 1804 wieder ins Ministerium trat. Doch nicht lange, so mußte er, von der Gicht überfallen, der Natur ihren Zoll entrichten — er starb 1806 und die Nation, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassend, errichtete ihm ein feierliches Denkmal und bezahlte seine Schulden (auf 40,000 Pfund) freiwillig. — Das äußere Ansehen dieses merkwürdigen Staatsmannes war nicht gefällig (man erinnert sich der Carricaturen des Gilrei), aber er sprach mit Würde und Besonnenheit, besaß eine seltene Geistesgegenwart und die Sprache stand ihm auf eine bewundernswürdige Art zu Gebote. Kaltblütig und fest, streng uneigennützig und gegen alle Freuden gleichgültig, kannte er nur das einzige größte Vergnügen — die Staatsgeschäfte.

Pittacus, einer der sieben Weisen Griechenlands, von Mitylene auf Lesbos, zwischen der 42. bis 52. Olympiade. Die ihm von seinem Vaterlande übergebene Herrschaft nahm er bloß an, um innern Frieden herzustellen, legte sie dann wieder nieder und beschloß sein Leben in philosophischer Ruhe.

Pittoresk, malerisch; dann besonders auch in der Natur und Kunst alles, was durch eigenthümliche Schönheit das Auge fesselt. Das Pittoreske, oder vielmehr das Malerische im eigentlichen Sinne, aber wird auch dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Erfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darzustellende Grundidee eines Gemäldes bezieht, von der malerischen, welche auf obigen Bedingungen ruht. Du Bos nennt eine malerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemälde nothwendigen Gegenstände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute malerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Malers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemälde muß daher nicht mit Figuren überladen sein, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche hervortreten, die Figuren dürfen sich nicht entstellen, indem eine die andere deckt, oder solche Theile derselben verbirgt, welche der Maler zufolge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt, die Localfarben endlich müssen so angeordnet sein, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat.

Pittsburgh, Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im westl.

Theile des nordamerikan. Freistaates Pensylvanien, an der Vereinigung des Alleghany und Monongahela zum Flusse Ohio; Fort, 2300 H. 15000 E. Akademie, Kanonen- und Eisengießereien, Glashütten, Drahtzug, Dampfmaschinen, Bleiweiß- und Nagelfabriken, Baumwollenmanufakturen, Handel auf dem Ohio und Missisippi.

Pius VI., eig. Joh. Angelo Braschi, geb. 1717 zu Cesena. Ein Zögling der Jesuiten, trat er als Candidat der Rechtswissenschaft im 26. Jahre zu Rom auf, gewann Zutritt beim päpstlichen Hofe, ward in der Folge geheimer Kämmerer und 1766 Generalschatzmeister; dann 1773 Cardinal und nach Clemens XIV. Tode, da im Conclave Uneinigkeiten herrschten, 1775 — Papst. Als solcher mußte er viele merkwürdige Erfahrungen machen. Kaiser Josephs II. Veränderungen in Kirchensachen bewogen den Papst zu einer, obgleich fruchtlosen Reise nach Wien (1782), wo er durch einen allgemeinen Ablaß am 31. März (dem 1. Osterfeiertage) die Herzen der Gläubigen zu erquicken und durch Austheilung von Kreuzen und Rosenkränzen zu stärken wußte. Die Streitigkeiten mit dem Könige von Neapel wegen des bekannten Zelters machten ihm gleiche Unannehmlichkeiten; dennoch suchte er, so viel möglich, für seine zerrütteten Staaten, durch Verbesserung der Fabriken, Erleichterung der Abgaben, Unterstützung der Künste und Wissenschaften, bestens zu sorgen. Auch auf Austrocknung der pontinischen Sümpfe wandte er, wiewohl umsonst, große Summen. Die größten Kränkungen verursachte ihm die franz. Revolution, und seine Breven und Bullen, wodurch er die Einrichtungen der National-Versammlung in geistlichen Sachen zu bekämpfen suchte, blieben fruchtlos. Mit Bonaparte mußte er 1796 einen Waffenstillstand eingehen, der aber, da man verdächtige Correspondenz des päpstlichen Hofes mit den gegen Frankreich Alliirten entdeckte, 1797 wieder aufgekündigt u. nun ein harter Friede zu Tolentino abgeschlossen

wurde. Bald erkrankte der unglückliche Greis und erhielt schon die letzte Oelung, aber er genas, um noch härtere Prüfungen zu bestehen. Wegen des zu Ende 1797 in einem Aufstande ermordeten franz. Gen. Duphot rückten die Franzosen vor Rom, bemächtigten sich der Stadt und der Person des Papstes, der nach Siena und endlich nach Frankreich geführt und äußerst hart behandelt wurde. Man brachte ihn bis nach Valence, wo auch zuletzt der fromme Greis 1799 im 82. Jahre sein kummervolles Leben endete. Ein Monument, das in der Kathedral-Kirche daselbst 1811 zum Andenken Pius VI. mit dessen Büste von Canova errichtet worden, bewahrt dessen Herz u. Eingeweide.

Pius VII., eigentl. Gregor Barnabas, aus der gräfl. Familie Chiaramonti, geb. 1742 zu Cesena. In Parma lehrte er Philosophie, in Rom Theologie und wurde daselbst von seinem Landsmanne, Pius VI., erst zum Abt dann zum Bischof von Tivoli, endlich 1785 zum Cardinal und Bischof von Imola ernannt. Man zählte ihn damals unter die gelehrtesten und würdigsten Prälaten. Im Kriege mit Frankreich leistete er der Stadt Imola die wichtigsten Dienste, trug den größten Theil ihrer Kriegssteuern und benutzte mit der ihm eignen Gewandtheit sein Ansehn bei den franz. Generalen zum Besten seiner Heerde. Durch den Frieden von Tolentino wurde der Bischof von Imola Bürger der cisalpinischen Republik, und fast war Chiaramonti es mehr, als es einem Prälaten geziemte. Ein Denkmal der Wandelbarkeit s. Grundsätze wurde besonders seine 1797 zu Imola gehaltene Weihnachtspredigt, worin er den günstigen Einfluß des Christenthums auf die Demokratie aus allerlei nicht bloß biblischen Ansprüchen, selbst aus Rousseau's »Emil« bewies, und für Freiheit und Gleichheit redete. Den Franzosen machte er sich dadurch angenehm, und der Einfluß dieser Weltgebieter scheint das Conclave zu Venedig bestimmt zu haben, ihn den 14. März 1800 zum Papst zu wählen.

Er zog den 3. Juli in Rom ein, und nahm feierlichen Besitz vom Kirchenstaate den 22. Nov. 1801. Als Oberhaupt der Kirche trat er unter den mißlichsten Umständen mit Grundsätzen auf, die auf völlige Herstellung der alten Papstgewalt ausgingen. Er sprach sie 14 Tage nach seiner Wahl in einer Rede aus, die nicht weniger Aufsehn erregte als sein Eifern gegen die Philosophie bei der Weihe des Cardinals von Harras zum Bischof von Solaria. Geistliche und weltliche Waffen bietet er in letzter Rede auf, um die Philosophie zu stürzen, der er das Unglück der Zeit Schuld gibt. Denselben streng kirchlichen Geist athmeten sein Hirtenbrief vom 13. Mai an die Bischöfe, und seine Bulle vom 24. Mai zur Ankündigung eines Jubeljahres. Daß er jedoch nur die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers angenommen habe, aber an Geist, Einsicht und Charakterstärke weit höher stehe, bewies seine Regierung in Rom. Mit weiser Sparsamkeit und eigner Aufopferung verhütete er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge forderte er die verschleuderten Staatsgüter zurück, zur Erleichterung des Verkehrs setzte er die Zölle herab, erschwerte die Ausfuhr roher Erzeugnisse, hob die verderblichen Monopole auf, stellte zur Beschäftigung der Armen neue Nachgrabungen an, und zeigte sich überhaupt als ein Fürst, der besserer Zeiten werth war. Unter der Franzosenherrschaft hatten Elend und Unordnung jeder Art im Kirchenstaate zu einem Grade steigen müssen, der an baldige Abhülfe nicht denken ließ, und noch preßte nach dem Waffenstillstande von Fuligno das franz. Heer die letzten Kräfte aus. Inzwischen gaben die monarchischen Absichten, mit denen sich Bonaparte schon damals trug, der Kirche wieder neue Hoffnung. Am 15. Juli 1801 kam ein Concordat mit Frankreich zu Stande, welches dem Papste wichtige Rechte zurück gab. P. erwähnte in der Bulle vom 9. Sept., wodurch er es bekannt machte, die »außerordentlichen Zeitumstände,« unter denen er den »vorgelegten

Vertrag« auf welche Weise er konnte, zum Heil der Kirche angenommen habe, ohne sich eine Aeußerung zu erlauben, die dem in Christo geliebten Sohne Napoleon Bonaparte anstößig sein konnte. Desto anstößiger war dieses Concordat den Papisten und der franz. Geistlichkeit, weil der Papst sich darin gar zu nachgiebig gegen die weltliche Regierung bewiesen hatte. Dieser aber wußte wohl, daß er nur seiner klugen Fügsamkeit die Herstellung seines Rechts, die Bischöfe zu investiren, die Bestätigung des Cölibats und die Erhaltung des Zusammenhangs der gallicanischen Kirche mit seinem Stuhle verdanke. Seine Freude über die Rückkehr des Königreichs Etrurien unter die päpstliche Gewalt wurde durch die Secularisation in Deutschland sehr verbittert. Dafür gelang es ihm, 1804 die Jesuiten in Sicilien herzustellen, sowie er ihre Fortdauer in Rußland schon 1801 bestätigt hatte; aber umsonst versuchte er, sie in Frankreich als Väter des Glaubens einzuschwärzen, und auch den Malteserorden begünstigte er ohne Erfolg. Dem spanischen Hofe mußte er auf dessen Bitte den Verkauf von Kirchengütern bewilligen. Concordate, wie das mit Frankreich, ordneten das Kirchenwesen in der ligurischen und der italienischen Republik, freilich auf franz. Fuß, aber doch unter s. Aufsicht. Es galt jetzt, Einiges zu retten, um nicht Alles zu verlieren, um P. wußte selbst den Verlust ehemaliger Einkünfte s. Stuhls zu verschmerzen, um die wesentlichsten seiner Rechte zu behaupten. Diese geschmeidige Politik bestimmte ihn auch, der Einladung Bonaparte's zur Kaiserkrönung zu folgen. Gegen die Wünsche der Römer reis'te er den 31. Oct. 1804 nach Paris, wurde bei Fontainebleau vom Kaiser begrüßt und zog d. 28. Nov. mit schicklicher Pracht in dessen Hauptstadt ein. Hier wetteiferte seine Bescheidenheit mit den Artigkeiten der Franzosen; er mußte jedoch bald merken, daß sie seine Anwesenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariser betrachteten. Seinen Zug in die Kirche am

Krönungstage verspottete man wegen des Kreuzträgers, der ihm auf einem Esel voranritt; in der Kirche ließ ihn der Kaiser eine Stunde auf sich warten, und setzte sich und seiner Gemahlin, nachdem der Papst Beide gesalbt hatte, selbst die Krone auf. Diese Ceremonie schien der einzige Zweck seiner Einladung gewesen zu sein. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die P. persönlich um so wirksamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiser vermied jede Erörterung, die Neugier der Pariser verwandelte sich in Geringschätzung, und da der gekränkte Papst die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien standhaft ablehnte, trat Kälte und Feindschaft an die Stelle der ihm bisher bewiesenen Achtung. So war denn P. ohne allen Nutzen und zum großen Nachtheil seiner Würde über 4 Monate in Paris hingehalten worden, bis er endlich den 4. April 1805 zurückkehren durfte, um in Rom laute Ausbrüche des Unwillens über seine selbstverschuldete Demüthigung dafür dulden zu müssen, daß er sich bei diesem Schritte gänzlich verrechnet hatte. In Rom wurde er durch wiederholte Durchmärsche franz. Truppen beunruhigt, die Eroberung von Neapel, die kirchlichen Reformen Josephs in diesem Reiche, die Drohungen Napoleons wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs, kündigten dem bedrängten Papste eine neue Katastrophe an. Die deutsche Kirche mußte er, da er trotz seines Nuntius, della Genga, gegen die Könige von Baiern und Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeschnitten hatte, ganz ihrem Schicksale überlassen. Die Büchervebote und pomphaften Heiligsprechungen, mit denen er die Römer 1806—8 unterhielt, konnten seinen politischen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm nur neue Demüthigungen zuziehen würde, und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr

entgegenzusetzen, als festen Willen, reizte er durch seine Weigerung, den König Joseph von Neapel anzuerkennen und seine Häfen den Engländern zu verschließen, den Kaiser Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Rom wurde den 2. Febr. 1808 von franz. Truppen besetzt, das päpstl. Militair entwaffnet und, ungeachtet noch keine Kriegserklärung erfolgt war, von dem franz. Befehlshaber Miollis Eingriff auf Eingriff in die weltlichen Regierungsrechte des Papstes unternommen. P. traf mit seltener Geistesgegenwart jede ihm mögliche kräftige Maßregel zur Gegenwehr; aber vergebens drohte er dem Kaiser selbst in einem Breve vom 27. März mit seinen geistlichen Waffen; dieser vereinigte dafür (2. April) die päpstl. Provinzen Urbino, Ancona, Macerata u. Camerino mit dem Königreiche Italien. P. protestirte, verbot den ital. Bischöfen, von franz. Behörden Befehle anzunehmen, belegte die Bürgergarden, die aus der Hefe des römischen Pöbels gebildet, unter franz. Schutze die Stadt durch Ausschweifungen ängstigten, mit s. Banne, brachte seine Staatssecretair Cardinal Pacca d. 6. Sept., da er eben verhaftet werden sollte, in s. eignen noch sichern Zimmer, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzosen, dem Kaiser in einem Breve vom 3. April 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon setzte jedoch nun seinen längst beschlossenen Plan ins Werk, indem er (17. Mai 1809) den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserl. Stadt erklärte. Der furchtlose Papst erließ nun den 10. u. 11. Juni 2 Bannbullen gegen den Urheber und alle Theilnehmer der den 1. Juni durch franz. Behörden erfolgten Besitznahme des Kirchenstaats. Am 6. Juli in der Nacht drang der franz. General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befestigten Palast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das

Zimmer, wo P. eben schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft. P. verweigerte sie, und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm P. sein Brevier, reichte dem Cardinal Pacca die Hand und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagenen Fenster auf die Straße herab, wo Beide in einen Wagen verschlossen wurden, welcher sogleich abfuhr. Scheidend sprach der Papst noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte sich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Bei Florenz wurde Pacca von P. getrennt, mit dem er erst auf dem Montcenis wieder zusammentraf. Die Gesundheit des Papstes hatte durch die verschlossene Luft im Wagen bei großer Sonnenhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Rast zu Grenoble. Dann ging die Reise über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papst als Gefangener bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet, und von Seiten des Volks in mehreren Städten, wo man sich zu ihm drängte, um seinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbezeigungen genossen. Das Anerbieten einer fürstlichen Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaisers ausgesetzten 2 Mill. Franken jährl. Einkünfte. Sein Schicksal trug er mit unerschüttertem Muthe, widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleon's in Kirchensachen entschlossener als je, und verweigerte den von demselben ernannten Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung. In der Mitte 1812 ward er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon den 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im Entwurf vorhandene Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm P. s. ohnehin sehr bedingt gegebene Einwilligung sogleich zurück, und ver-

warf jedes Concordat mit Frankreich, das nicht alle Streitigkeiten beilegen würde. Er ward nun wieder als Gefangener behandelt; aber es ist nicht wahr, daß ihn Napoleon gemißhandelt habe. Nach Napoleon's Abdankung freigelassen, zog er, begleitet von engl. und österreichischen Soldaten, den 24. Mai 1814 in Rom wieder ein und nahm aufs neue Besitz von allen Ländern des Kirchenstaates, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie eines kleinen jenseits des Po gelegenen Landstriches von Ferrara. So bestieg der Greis, dessen Schicksal und apostolische Einfalt im Leben Europa Achtung geboten, aufs neue den ältesten Thron der Christenheit. (Er war in der Reihe der Päpste, die von der Kirche für orthodox gehalten werden, der 255ste.) Schon dieser außerordentliche Umschwung der Verhältnisse mußte die Hoffnung einer völligen Rückkehr in die alte hierarchische Ordnung der Kirche und der Staaten erzeugen, wenn auch das Streben dahin dem Geiste der ausgeprägtesten und folgerechtesten Staatskunst — dem System der römischen Curie — nicht natürlich gewesen wäre. Rom griff nach allen Rechten wieder, die es seit längerer Zeit verloren hatte, und es erlangte deren viele, weil es die Gunst der Umstände ohne Leidenschaft und selbst das leidenschaftliche Entgegenkommen der alten Ansichten nur mit Mäßigung benutzte. So geschah es, daß unter allen Reactionen und Restaurationen, die in der letzten Zeit manchen neuen Keim politischer Gährung erzeugten, der von P. VII. befolgte Restaurationsplan der Kirche, — die einzige Wiederherstellung der Jesuiten den 7. August 1814 ausgenommen — am wenigsten zu heftigem Widerspruch reizte, ja daß er selbst dann noch fortschritt, wenn ihm offener Widerstand entgegentrat. Rom schien die neue Zeit zu verstehen, und wollte lieber sie gewinnen als bekämpfen und erdrücken. P. VII. war aber auch persönlich, obgleich während der letzten Jahre seines Lebens von streng-hierarchisch-kirchlichen Ideen befangen, jenem

Geiste politischer Mäßigung nicht abgeneigt, denn er war ein frommer Mann; allein, was s. Regierung diese ausgezeichnete Stelle in der neuern Geschichte gab, war s. Freundes, des Cardinals Consalvi Weisheit. Beide Männer hatte persönliche Zuneigung und ihr gemeinschaftlicher Gang durch das öffentliche Leben auf das innigste verbunden. Der geistvolle, hochgebildete, weltkluge Consalvi besaß 23 Jahre hindurch das volle Vertrauen P.s VII., dessen Stütze er in den verhängnißvollsten Zeiten war. In der innern Verwaltung der Kirche gelang dem römischen Stuhle Alles, was P. VII. mit Beharrlichkeit wieder herzustellen suchte; denn er betrieb es nach und nach, Vieles nur vorbereitend, Manches, wie die Inquisition außerhalb Rom, scheinbar gar nicht. Er erfuhr daher bloß von Seiten des Cabinets von Rio-Janeiro unbedingten Widerspruch durch die berühmte Note vom 1. April 1815, welche die Rückkehr der Gesellschaft Jesu in die Staaten Sr. allergetreuesten Maj. bestimmt ablehnte. Wie fest übrigens P. VII. dem alten Systeme der Kirche anhing, beweisen mehrere Bullen und Breven desselben, z. B. die gegen die Verbreitung der Bibel, ferner das Verfahren Roms gegen Wessenberg, gegen die katholische Schweiz, u. A. m. In der Verwaltung der äußern Angelegenheiten der Kirche waren die mit Frankreich, Baiern und beiden Sicilien abgeschlossenen Concordate, sowie die Uebereinkunft mit Preußen, fast ebenso viele Triumphe der römischen Staatskunst. Das Concordat mit Frankreich vom 16. Juli 1817 aber fand so viel Widerspruch in den Kammern, daß es nur theilweise vollzogen wurde, ohne Staatsgesetz zu sein. Dagegen nahm der geheimere Einfluß Roms in Frankreich zu, wie die nichtssagende Erwiderung des Herzogs von Blacas beweist, welche er am 15. Juli 1817, auf die Beschwerde P.s VII. über einige dem römisch-kath. Glauben widersprechende Grundsätze der franz. Charte, gab; auch das Schreiben des Cardinals Erzbisch. von

Toulouse über die gallicanische Kirchenfreiheit 1824, welches jedoch die franz. Regierung mißbilligte, läßt sich aus jenem Einfluß erklären, In der weltlichen Verwaltung des Kirchenstaats ist zu bemerken, das P. VII. gegen die wiener Congreßacte, inwiefern sie den vorigen weltlichen Besitzstand des römischen Stuhls nicht ganz herstellte, am 14. Juni 1815 protestirt hat. Dagegen erfolgte 1816 die Zurückgabe der altdeutschen Handschriften aus der vaticanischen Bibliothek an die Universität zu Heidelberg mit der größten Bereitwilligkeit. Dem Kirchenstaate selbst gab P. VII. schon am 6. Juli 1816 eine neue Verfassung, welche wenigstens die Befolgung freisinniger Grundsätze nicht ausschloß, während die Verwaltung so milde war, daß die innere Sicherheit nur durch die Kühnheit der Räuberbanden gefährdet, durch geheime Gesellschaften aber, gegen die P. scharfe Bullen erließ, nicht einmal, als die neapolitanischen Carbonari in das römische Gebiet eindrangen, bedroht wurde. Consalvi's Mäßigung und Duldung machte Rom zur Freistätte unglücklicher Könige und geächteter Familien. Alle politische Meinungen und religiöse Bekenntnisse fanden daselbst Schutz der Personen. In dem Schooße der Theokratie konnte der Fanatismus am wenigsten sein Verfolgungssystem bethätigen. P. VII. war insbesondere gegen die Familie seines gestürzten Verfolgers mild und großmüthig. Ueberhaupt war er in seinem Aeußern einfach, in s. Denkweise fromm, in s. Thun wohlthätig, in jedem Verhältnisse sanft und bescheiden. So drückte die ganze Persönlichkeit dieses ehrwürdigen Greises den Geist christlicher Liebe aus. (Napoleon auf St.-Helena nannte Pius VII. »un bon, doux et brave homme. C'était vraiment un agneau, un véritable homme de bien« etc.) Ein Fall im Zimmer auf den Marmorboden, am 6. Juli 1823 (dem Jahrestage s. gewaltsamen Entführung aus Rom), hatte einen gefährlichen Schenkelbruch und dieser am 20. Aug. deff.

I. seinen Tod zur Folge. Wenige Monate nach ihm starb auch der Cardinal Consalvi. Dem System dieses Staatsmannes, das bald nach P.s VII. Tode angefeindet wurde, hat schon die Mitwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Consalvi's Anordnungen wegen Erhaltung und Ausgrabung der Alterthümer, wegen Herstellung und Erweiterung der Museen, seine Beförderung der Kunstwerke aller Art, machten Rom unter P. VII. wieder zur Heimath aller Kunstfreunde. P.s VII. Nachfolger, Leo XII. (Hannibal della Genga, Cardinal), gewählt den 27. Sept. 1823, läßt sich besonders die Herstellung der öffentlichen Sicherheit, für welche Consalvi zu wenig that, sehr angelegen sein.

Pizarro (Francisco), geb. zu Truxillo, der durch Peru's Entdeckung und Eroberung einen Namen in der Geschichte erhalten hat, diente anfangs als gemeiner Soldat und zeichnete sich durch Muth u. Unternehmungsgeist aus. Im J. 1524 vereinigte er sich mit noch einigen Glücksrittern zu Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste. Nur unter langsamen Fortschritten drangen sie 1526 gegen die Küste von Quito vor; allein Mangel an hinlänglichen Streitkräften machte ihre Unternehmung sehr mißlich. Dennoch glückte es nach 5 Monaten, einige Mannschaft zusammen zu bringen und auch endlich die Küste von Peru zu entdecken, wo sie bei der Stadt Tumbez landeten. Die Erzeugnisse und Reichthümer dieser Länder reizte die Habsucht der Spanier; Pizarro kehrte 1527 mit Proben dieser Reichthümer nach Panama, und von hier nach Europa zurück, um den spanischen Hof für den Eroberungsplan zu gewinnen und — es gelang. Begleitet von seinen 3 Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über seine Treulosigkeit in die äußerste Wuth; P. wußte ihn jedoch zu versöhnen, und alle 3 Theilnehmer verbanden sich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im

Febr. 1531 segelte P. mit 3 kleinen Schiffen, worauf sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete 100 Stunden nördlich von Tumbez und zog an der Seeküste hinauf. Die Feindseligkeiten, welche er bei s. Vorrücken an den Ew. sich auszuüben erlaubte, erbitterten diese; und bald sahen die Spanier sich dem drückendsten Mangel preisgegeben. Endlich kamen sie in eine Provinz, welche so große Beute darbot, daß P. bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua schicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayaquil in s. Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verstärkung erhielt. Weiter südlich legte er die erste spanische Colonie in Peru an, welcher er den Namen St.-Michael gab. Zu s. Glücke war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Inkas, Huaskar u. Atahualpa getheilt. Er konnte deshalb nicht nur fast ohne Widerstand vordringen, sondern wurde auch von beiden Theilen um Beistand gebeten. So wagte er es, mit 62 M. zu Pferde und 102 M. zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu ziehen, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Da er sich für einen Freund ausgab, ward er auf s. Marsche von Niemand beunruhigt und konnte eine feste Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da sandte er 2 Officiere in des Inka Lager, welcher sie gastfrei aufnahm und P. am folgenden Tag zu besuchen versprach. Dieser aber entwarf den treulosen Plan, sich der Person des Inka zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk seinen König in der Gefangenschaft sah, gerieth es in so große Bestürzung, daß es nicht den geringsten Versuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während seine Abgesandten beschäftigt waren, das ungeheure Lösegeld zusammenzutreiben, das er für seine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kle

nen Parteien das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung an. Man theilte die Beute und Anführer und Gemeine; des Habsüchtigsten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber Nichts konnte sie jetzt sättigen. Obgleich der Inka das versprochene Lösegeld entrichtet hatte, wollte ihn P. doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpressen. Almagro aber, welcher glaubte, P. könnte ein solches Unterpfand zu seinem u. seiner Soldaten besondern Vortheile benutzen, drang aus Eifersucht darauf, den unglücklichen Gefangenen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menschlichkeit widersprach in P.s Brust; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel s. Daumens schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehen würde. Er hielt ihn auch dem P. vor; dieser aber mußte beschämt gestehen, daß er nicht lesen könne, welche Unwissenheit dem Inka so schimpflich schien, daß er ihm seine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige P. beschloß, sich dafür zu rächen. Auf die falschesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt soweit aufgelös't, daß den spanischen Eroberern kein kräftiger Widerstand mehr geleistet werden konnte. P., durch eine neue Schaar von Abenteurern verstärkt, ging jetzt, unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingeborenen, auf Cusco los und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer s. vornehmsten Officiere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Als die Nachricht von

diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand P. nach Spanien kam, erweiterte der König P.s Statthalterschaft noch um 70 Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Bezirks südlich von dieser Grenze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chile, und P. beschäftigte sich mit der innern Einrichtung s. Statthalterschaft, wobei er viel Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und steckte in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao, 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingeborenen unter ihrem Inka, Manko Kapak, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernstlichen Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der spanischen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abwesenheit in Chile, versammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf und belagerte in Person Cusco, während ein anderes Heer gegen Lima rückte. Cusco ward von P.s 3 Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier hartnäckig vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Besitz, als Almagro, der aus Chile zurückkehrte, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu seiner Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden P.s zu Gefangenen und nahm von der Stadt Besitz. Francisco P. hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet und war bereits aufs Aeußerste gebracht, als eine Ueberschwemmung die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald P. Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 M. zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es

belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte s. Truppen u. nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall erschütterte P.s Festigkeit; doch bot er die ganze Hinterlist s. Charakters auf, um die Fortschritte seines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher sein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des spanischen Hofes zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch P.s andern Bruder, Fernandez, frei zu geben. Kaum aber sah P. seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm u. sie an der Spitze von 700 M. gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jeder die königl. Fahne führend, gegen einander, und lieferten sich im Angesichte der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner ein blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft, und ward von P. zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nun vertheilte P., wie ein Eroberer, Ländereien und Reichthümer unter s. Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich gegen P.s Leben. Am 26. Juni 1541 begab sich Herrada, einer der vornehmsten Officiere Almagro's, an der Spitze von 18 Mitverschwornen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen Alles zu schlafen pflegt, in den Palast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. P., der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestoßen; Andere sprangen zu den Fenstern hinaus. P. aber, sein Halbbruder Alcantara und 2 seiner treusten

Freunde, stellten sich, den Degen in der Faust, den Verschworenen entgegen u. fielen sämmtlich, P. zuletzt, erschöpft von langer Gegenwehr.

Pizzicato (eigentl. geschnippt, geknippen), heißt in der Tonkunst bei Bogeninstrumenten, wenn die Saiten statt des Bogens mit dem Finger geschnippt werden. Sobald man den Bogen wieder nehmen soll, steht unter den Noten: coll' arco (mit dem Bogen).

Plafond, das Deckengemälde; vorzüglich wird es zur Zierde großer Zimmer oder Säle angebracht. **Plafoniren**, die Decke mit einem Gemälde zieren. Auch bezeichnet man mit diesem Ausdrucke die Eigenschaft der Zeichnung in Deckenstücken, wo die Figuren darin wirklich als in der Luft schwebend erblickt werden.

Plagiarius, eigentl. ein solcher Räuber, der einen freien Menschen stiehlt und als Sklaven verkauft — Seelenverkäufer; gewöhnlich aber versteht man darunter einen gelehrten Dieb, der ein **Plagiat** begeht, d. h. einen solchen Diebstahl eines Schriftstellers, der die Arbeiten Anderer, ohne sie zu nennen, ausschreibt und für seine eigenen Arbeiten ausgibt.

Plan. Die Anordnung und Bestimmung der Theile eines Werks, welche aus dessen Zwecke hervorgehen muß, nennt man, insofern sie diesem Werke zum Grunde liegt, oder gelegt werden soll, den Plan. Jedes Werk von einiger Bedutung muß daher planmäßig sein. Und dadurch unterscheidet es sich von der verworrenen Hervorbringung, welche der Zufall bestimmt. Aber damit ist nicht gefordert, daß der Plan überall von dem Werke abgesondert und vor demselben ausgearbeitet sein, noch weniger, daß er an dem Werke sichtbar hervortreten müsse. Das Erstere ist darum nicht nöthig, weil Der, welcher das Werk hervorbringt, den Plan auch in seinem Geiste vor oder mit der Ausführung des Werkes ausbilden kann. Nur ist es bei Werken, welche im Raume sichtbar dargestellt werden und eine ge-

wisse Dauer fordern, wo also Grundfehler ebenfalls Dauer erhalten, und schwer, oft gar nicht zu verbessern sind (wie z. B. bei einem Gebäude, einem Frescogemälde), mehr noch als bei Werken, welche nur in die Zeit fallen, bei diesen aber, in Ermangelung energischer Geisteskraft, ebenfalls sehr rathsam und fast unumgänglich, einen besondern Plan zu verzeichnen. Diese Verzeichnung wird dann auch selbst P. genannt. Das Zweite aber ergibt sich aus dem Verhältnisse der Regelmäßigkeit zur Schönheit. Letztere soll die Regel als ihre eigene, oder als ein Gesetz, welches der Künstler ohne Zwang befolgt, erscheinen lassen, aber es zugleich durch das eigenthümliche Leben, welches er seiner Hervorbringung gibt, verhüllen.

Planetarium ist eine Maschine, durch welche man die Bewegungen der Himmelskörper, besonders das wechselseitige Verhalten der Erde und des Mondes darstellen kann. Das erste Exemplar wurde dem Grafen Orrery gewidmet, daher die Maschine auch Orrerium genannt wurde.

Planeten. Die Irr- od. Wandelsterne (Planeten) erhalten ihr Licht von den unbeweglichen Fest- od. Fixsternen (Sonnen). Zu den 5 alten Pl.: Merkur, Venus, Mars, Jupiter u. Saturn, sind in den neuesten Zeiten noch 5 neue: Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta entdeckt worden, sodaß, Erde u. Mond mit eingerechnet, jetzt 11 Hauptplaneten nebst 18 Nebenplaneten (Trabanten od. Monden) bekannt sind. Alle haben mit der Erde die Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation), wodurch Tag und Nacht entsteht, und ihre gemeinschaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche sie in elliptischen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von W. gegen O., in verschiedenen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Ueber ihre scheinbaren Bewegungen, sowie über

die daraus hergeleiteten wahren und die Mittel, ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, sind die im Art. Astronomie namhaft gemachten Werke nachzusehen. Der nächste Planet bei der Sonne ist Merkur, gleichwohl mehr als 8 Mill. Meilen von ihr entfernt.

Planiglobium, s. Planisphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der Flächen beschäftigt.

Planisphärium, Planiglobium. Diese beiden gleichbedeutenden Ausdrücke bezeichnen die Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels- der Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche, wie jeder geograph. Atlas eine solche Verzeichnung der östl. und westl., oder der nördl. und der südl. Halbkugel zu geben pflegt. Ueber die dabei anzuwendenden Darstellungsarten (Projectionen) vergl. Landkarten. Ausführlichere Anweisungen ertheilt Mayer's »Unterricht zur praktischen Geometrie,« 4 Th. (Erlang. 1804, m. Kpfrn.).

Planta (Joseph), engl. Gelehrter und Secretair der londner königl. Gesellschaft der Wissenschaften, geb. 1744 in Graubündten u. erzogen in London, studirte in Utrecht und Göttingen, und reis'te viel. Als Oberbibliothekar und erster Aufseher des britischen Museums, der Handschriften und des Münzkabinets erwarb er sich viel Ruf bei den Fremden. Seine meisten Forschungen betreffen die romanische und die scandinavischen Sprachen und seine »Schweizergeschichte« gefiel in England.

Plantagenet. **Plantageneten** heißen die Könige von England aus dem Hause Anjou, die nach den normännischen Königen, von 1154 (Heinrich II.) an, bis 1485 (Richard III., mit welchem sie enden) regierten. Die Entstehung des Namens soll daher rühren: der erste Graf von Anjou unternahm wegen eines begangenen Ver-

brechens eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, wo er sich mit Ruthen von Brombeerstrauch (genista) peitschen ließ. Er erhielt davon den Namen Plantagenista, welcher nachher in Plantagenet verwandelt und so von seinen Nachkommen fortgeführt wurde.

Plastik oder **Bildnerei**, im weitern Sinne, die Kunst, aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten zu bilden, diese mögen nun aus Thon, Holz, Stein od. Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit sein. Man unterscheidet 3 Gattungen derselben: 1) die Formkunst, oder die Kunst, Figuren aus weichen Massen (Thon, Wachs, Gyps, Weizenmehl) zu bilden, Artem plasticam, Plastik, nach der ersten Bedeutung des griech. Worts πλάσσω. Sie hat auch die Bildhauerei vorbereitet, wie noch jetzt Modelle von weichen Massen gebildet werden. 2) Die Bildhauerei, oder die Kunst, Bildsäulen aus härteren Massen (z. B. Kalktuffe, Kalksteine, Sandsteine, Alabaster) zu bearbeiten, Artem statuariam. 3) Die Bildschnitzekunst, Sculptura, welche Arbeiten in Holz und Elfenbein begreift.

Plastisch. Im Plastischen lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltsam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortschwebend, in dem dargestellten Körper den Guß, die Fülle, das sanft verblasene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; diese Linie kann so wenig flache Tafel als Kupferstich werden. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt sie zu schaffen, unmöglich kann es also Mutter dieser Kunst sein. Sehet jenen Kunstfreund, der um die Bildsäule wandelt! er thut Alles, um zu schauen, als ob er tastete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Gesichtspunkt, wie beim Gemälde, weil tausende ihm nicht genug sind, weil, sobald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist,

das Lebendige Tafel wird und die schöne, runde Gestalt sich in ein kaltes Vieleck zerstückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Takt, um das Bild begreifend in sich zu fassen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer sich neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche; nach einander sind am reinsten und einfachsten die Töne; Theile zugleich in und neben einander sind Körper oder Formen. Alle diese 3 Gattungen, aus denen unsterblich blühende Töchter, die Künste, emporwuchsen, verhalten sich wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, diese 3 größten Medien der Schöpfung, mit denen sie Alles faßt, Alles umschränkt. Die Malerei soll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur mit allen ihren Erscheinungen in ihrer schönen Sichtbarkeit schildern. Bei der Bildnerei ist Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Thiere, da bilde sie; hier ist das Gebiet der Plastik. Die Bildnerei ist Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, sowie jene mehr Offenbarung der Erde ist; Bildnerei ist ganz Darstellung, die Malerei ist erzählender Zauber: wie ein körperloser Engel, der in Licht gekleidet uns erscheint, zieht sie uns mit sich fort nach himmlischen Höhen, statt daß bei der Plastik Götter, in die reinsten Idealformen menschlicher Gestalten gekleidet, mitten unter uns zu treten scheinen. Darum ist diese die Kunst des sinnlichern Alterthums; jene konnte ihre höchste Blüthe erst in der christlichen Zeit entfalten. Im eigentlichen Sinne kann die Plastik nicht bekleiden, denn ihr Gebilde wird dann ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erscheint im höchsten Grade drückend, es ist kein Schleier

mehr, ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen schließt und tastet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo solche Steinklumpen nöthig waren, die Bildnerei gedeihen; im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und seine Boten, Hände und Füße, sichtbar waren, ebenso wenig als in unserm, durch Sitte, Klima und Gesetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte schöne Plastik einheimisch werden; sie richteten sich nicht nach dem Ueblichen, sondern nur nach Dem, was höherer Sinn forderte; überdies war durch Sitte und Religion Vieles bei ihnen geheiligt, was Andern profan erschien. Bei dem siegenden Apollo mußte die Last des Gewandes zurückgeworfen sein, Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Priestergewande gehüllt; sollte aber im unsterblichen Gebilde diese arbeitende Brust, sollten diese giftgeschwollenen Adern und ringenden Muskeln mit todten, starren Hüllen überkleidet werden? Philosophen konnten dicht verhüllt da stehen, diese sollen ja immer nur Kopf- und Brustbild sein; so auch die ehrfurchtgebietenden Matronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören. Wo hingegen nichts Religiöses oder Charakteristisches im Wege stand, wo Schönheit, Liebreiz und Jugend dargestellt werden sollte, da bekleidete der Grieche nie, od. wo er es mußte, da wendete er feinsinnig die nassen Gewänder an, welche die schöne Körperform durchschimmern ließen. Die Bildsäule steht als Muster der schönen Form da, und in diesem Betracht ist Polyklet's Regel das bleibendste Gesetz für die Plastik des Menschen. Sowie es einen Strich auf der Erde gibt, in welchem die schönste regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott Einem Volke dieses Erdstrichs Raum, Zeit und Muße, in Jugend u. Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu ertasten, u.

es in dauernden Denkmahlen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmahle sind die classischen Werke ihrer fühlenden Hand. Am meisten zu bewundern ist ihre hohe Einfachheit; sie stehen still, in sich geschlossen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet und von ängstlichen Erdensorgen zerarbeitet, erscheint uns das lebende Geschlecht, wenn wir aus jener idealischen Götter- und Heldenwelt unter dasselbe treten; jeder Einzelne scheint jetzt mit so viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Dasein zu ringen, während jene still, klar und ruhig das Leben beherrschen. Umriß, Gestalt und Charakter ist bestimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; sie bilden einen geschlossenen Sternkreis von Idealen, den die schreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; Etwas an ihnen verbessern oder ändern wollen, wäre ein thörichtes, fruchtloses Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Malerei den einförmigen Charakter hätte; sie ist die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber diese ist groß und wundervoll bei allem Reize der Mannigfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt sich ein Strahlenmeer, dessen Lichtpunkt jeden Gegenstand wie in neuer eigner Schöpfung bindet u. vereint. Diese Zauberwelt ist einzig der Malerei eigen; die Bildsäule hat kein Licht, es bleibt unserm Sinne überlassen, es auf sie zu richten. Die wechselnden Strahlen des Tages, der scharfbezeichnende Fackelschein bei Nacht spielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Gestalten, wie der bunte Wechsel irdischer Umgebungen um ein klares, stilles, hohes Gemüth. Die rein plastische Kunst wird auf jeden empfänglichen Geist ungemein erhebend und beruhigend wirken. Auf das vollendetste Ebenmaß, die harmonischsten Verhältnisse gegründet, die sich nirgends schöner aussprechen als in Gottes Lieblingswerk, der Menschengestalt u. Menschenschönheit, bewirkt sie reine Harmonie, ruhiges

Gleichgewicht in der Seele, die sich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber ist bei ihr weniger thätig als bei andern Künsten, weil sie die beiden lebhaftesten Reize, Farbe und Ton, entbehrt; aber still und bleibend ist ihr Eindruck, ernst und beruhigend. — Diese Analyse des Plastischen und Malerischen erklärt zugleich, worin das Verdienst des Historikers und Dichters, vorzüglich des epischen und dramatischen, bestehe, wenn man ihre Darstellungen als plastisch rühmt und denselben Objectivität beilegt.

Plata (Rio de la Plata, Silberfluß), 1) südamerikanischer Fluß, entsteht durch die Vereinigung der Flüsse Paraguay, Parana und Uruguay, und fällt unterhalb Buenos Ayres, 20 Meilen breit, in das atlantische Meer. 2) Verbündete Freistaaten von la Plata, 51,300 QM. groß, mit 2,500 000 E., grenzen gegen N. an Peru und Brasilien, gegen O. an Brasilien, gegen S. an das atlantische Meer und Patagonien und gegen W. an Chile und Peru. Darin die Cordilleren, große Ebenen oder Pampas, die Flüsse Plata, Paraguay, Parana, Uruguay, Vermeyo, Salado, Mamore, Rio dolce und die Seen Titicaca, Vinamarca und der in der heißen Jahreszeit austrocknende de los Xerayes. Erzeugnisse des Landes sind: Gold, Silber, Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber, Edelsteine, Salz, Alaun, Schwefel, Steinkohlen, Baumwolle, Zucker, Indigo, Vanille, Chinarinde, Taback, Südfrüchte, Gewürze, Kakao, Kaffee, Reiß, Balsam, Getreide, Cochenille u. a. Viehzucht, Handel und Ackerbau sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Platastaaten bestehen aus folgenden Freistaaten: I. Argentina oder Buenos Ayres (4000 QM. groß, mit 176,800 E.); II. den übrigen 14 Staaten (46,974 QM. groß, mit mehr als 1 Mill. E.), nämlich Banda oriental, Santa Fé, Entre-Rios, Corrientes. Misiones, San Luis de la Punta, Mendoza, San Juan, Cordova,

Sant Jago del Estero, Catamarca, Rioja, Tucuman und Salta. Die zwischen Brasilien und den Plataſtaaten ſtreitig geweſene Prov. Montevideo oder Cisplatina iſt zu einem freien unabhängigen Staate erklärt worden, ſteht aber noch 5 Jahre unter dem Schutze Braſiliens und der argentiniſchen Bundesſtaaten. 3) La Plata, Chuquiſaka, Hauptſtadt von Südperu, in der Provinz Charkas, am Cachimayo; 26,500 E. Univerſität, Obſt- und Weinbau, Fiſcherei. In der Nähe Silberbergwerke.

Platää, Stadt Böotiens, woſelbſt 479 Jahre v. Chr. Geb. die Griechen unter dem ſpartaniſchen Könige Pauſanias u. dem Athener Ariſtides den 25. Sept. die Perſer unter Mardonius aufrieben.

Plateau, eig. das Wagebret; dann auch ein Hebeſpiegel; ferner bei der Artillerie eine feſte Bettung von Eichenholz zu dem Probemörſer; ingleichen Dielen zu Bedeckung der Minenladungen; endlich auch ein zu Anlegung einer Batterie bequemer, erhabener und ebener Ort im flachen Felde — Gebirgsebene, Hochebene.

Plateforme, franz., eigentlich eine Reihe Balken, die, auf dem Rande der Mauer aufliegend, das Zimmerwerk eines Daches tragen; dann auch ein flaches Hausdach, worauf man umher gehen kann; Altan, Söller. In der Fortification die Bettung, Stückbettung; die Oberfläche eines Walls, worauf Kanonen ſtehen; auch eine Anhöhe, Terraſſe in einem Garten.

Platina (Schwer- oder Goldſilber), ein metalliſcher Körper, der erſt 1736 in Peru beim Fluſſe Pinto entdeckt worden, von weißer Farbe, noch ſchwerer, als das Gold, im ſtärkſten Feuer nicht ſchmelzbar iſt, und bloß gediegen in kleinen Körnern gefunden wird. In den neueſten Zeiten hat man ſowol in Frankreich, als in Deutſchland auch die Erfindung gemacht, dieſes Platinmetall leichter zu ſchmel-

zen und zum Verarbeiten geschickter zu machen, so daß man sogar Gefäße, Porzellangeschirr u. dgl. damit überziehen (verplatinen) kann.

Platner 1) (Joh. Zach.), Vater des Hofraths Ernst, medizinischer Professor in Leipzig, welcher sich durch mündlichen und schriftlichen Vortrag, besonders um die wundarzneiliche Wissenschaft sehr verdient machte. 2) (Ernst), Prof. der Physiologie und Philosophie zu Leipzig und Hofrath, dort 1744 geb., starb den 22. Dec. 1818 im Zustande von Verstandesschwäche. Er studirte in Leipzig, Straßburg und Paris. Seine philosophischen Vorlesungen machten ihn besonders berühmt, auch war er ein feiner, scharfsinniger Menschenkenner, der daher die Charaktere in ihren gemischten Eigenschaften sehr verständig würdigte. Auf das Studium der Geschichte und Philosophie legte er zu viel Werth, da so viele Systeme die Verirrungen des menschlichen Verstandes bewahrheiten. 3) (Eduard), Prof. der Rechte in Marburg, Sohn des Hofr. Ernst, geb. 1786 zu Leipzig, bekannt auch als Dichter und Aesthetiker, den die Liebe zur Philologie bewog, was Andere vernachlässigt hatten, die Rechtsbegriffe der Athener und Griechen überhaupt aufzusuchen und festzustellen.

Plato (Karl Gottl.), Director der Rathsfreischule, des Arbeitshauses und einer Erziehungsanstalt in Leipzig, geb. 1758 zu Halbau in der Oberlausitz, woselbst sein Vater Prediger war, studirte in Leipzig und hat in Sachsen den Elementarunterricht mit Hülfe des Pädagogen Dolz verbessert, manchen tüchtigen Elementarlehrer gebildet und manche nützliche Unterrichtsbücher geliefert, wie sich denn jetzt in allen deutschen Staaten ähnliche Männer in der Verbesserung des Volksunterrichts und durch Schulschriften ausgezeichnet haben.

Platon, früher Aristokles genannt, wurde 429 Jahre vor Chr. Geb. geb. und hatte Ariston und Periktione, von Solon abstammend, zu Aeltern, welche ihm in jedem damals edlen Wissen Unter-

richt geben ließen. Zuerst war er Dichter, bis Sokrates Schule noch höhere Talente in ihm weckte. Nach Sokrates Tode reiste er viel, um sich immer mehr Kenntnisse im Auslande zu erwerben. An Dionysius Hofe in Syrakus wollte er menschenfreundlich auf des Tyrannen Moralität wirken, welches dem sich zu viel zutrauenden Platon mißlang. Mit Recht tadelt man an P., der 82 Jahre lebte, daß er als Schriftsteller der dichterischen Phantasie in ernsten Forschungen zu sehr anhing, darf aber nicht verkennen, daß in seinem Volke jeder gescheidte Kopf über allgemeine Angelegenheiten sich freier als bei uns auszusprechen gewohnt war. Die Bildung der Stände schied nur Priester und Laien von einander und in das Wissen der Ersten einzudringen, war unter Griechen und Römern eine Ehrensache der höhern Bildung vor seinen Landsleuten. Weil aber damals das Genie Alles umfaßte, und niemals ein Sterblicher in Allem gleich hell blickte, so mischt sich in den Schriften der gebildeten Alten manches oberflächliche Wissen und Urtheil und zugleich viel Heimlichthun mit manchem Wissen. Man kann bisweilen bei ihm und Jean Paul Richter sich die Frage vorlegen, ob Beide sich auch selbst verstanden. Auf den christlichen Mysticismus haben die Akademien seiner Schüler allerdings gewirkt, übrigens verstand man Plato und Aristoteles schwer, und feierte sie dennoch, und Sokrates weit weniger, welchen Jeder verstand. Die bisherigen Uebersetzer verliebten sich gewissermaßen in sein System und sind daher meistens so dunkel als er. Selbst Schleiermacher hat die Uebersetzung der Werke Platons nicht vollendet, weil das Publikum im Eifer dafür nachlassen mochte. Die sogenannte Philosophie der Neuplatoniker war mit dem Radicalfehler Platons des Stifters behaftet, über das Ehrwürdige der Rechte und Pflichten und manche Dinge, die uns immer Geheimniß bleiben werden, zu phantasiren. Nur übertreffen sie den Meister im Syste-

matisiren ihrer und seiner Hypothesen, ohne die Nachwelt zu erleuchten, und grübelten mystisch. Es verdiente das Nachdenken und das Sammeln eines hellen Kopfes in unsern Tagen, darzulegen, welche nachtheilige Folgen für wahre Aufklärung die allmählig so unwissenswürdig gewordene platonische und aristotelische Philosophie auf die Polemik der damaligen christlichen Kirche und auf die Sitten der geistlich und weltlich herrschenden Klassen jenes Zeitalters hatte.

Platonische Philosophie. In Griechenland erschien die Philosophie in 3 Hauptschulen, der ionischen, der italischen und der attischen. Die erstere hatte die Natur, die zweite den Geist, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenstand und Zweck. Nicht so zwar, daß einer dieser Factoren in den beiden erstern völlig und durchgängig ausgeschlossen, oder in der letztern die Lösung durchaus gelungen wäre; sondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrschende war. Die ionische Schule (von 600 – 450 v. Chr.) nahm die Naturelemente mit inwendig bildender Kraft als Urquell an. Die italische, zu Krotona gestiftete, oder pythagoräische Schule (von 540 bis 328 v. Chr.) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entstehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl sei. Ein Zweig von ihr ist die eleatische (von 536 — 456 vor Chr.), welche Xenophanes aus Kolophon stiftete, der dadurch, daß er Alles auf Verstand durch Construction baute, sich mehr nach der idealen speculativen Seite neigte. Parmenides setzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Sein. Denn, wie Schleiermacher sehr treffend sagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche, und die Eleatiker brachten das Unaufhaltsame in Ruhe. Nichtseiendes und Seiendes waren also ihre Gegenstände. So war die eleatische Schule Mutter der Dialektik und Sinn und Geist in ihr getrennt und auseinandergehalten. Hiermit war den Sophisten die

Bahn gebrochen, in welchen sich der frevle Uebermuth der Speculation aussprach. Denn sie bildeten die Beweis- und Disputirkunst aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, worein sie den Triumph ihrer Kunst setzten. Gegen diese zunächst, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangenen erhob sich die attische Schule durch Sokrates, aus welcher durch Aristipp die (eudämonistische) cyrenäische, durch Euklides, Phädon und Menedemos die (dialektische, eristische) megarische, elische und eretrische, durch Antisthenes die cynische, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademische hervorgingen. Uebersieht man diese gesammten Schulen, so bietet sich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entschiedenen Neigung nach dem Physischen oder Ethischen, und innerhalb dieser Neigung wieder selbst ein Schwanken zwischen Andacht und Reflexion dar. Nur allmählig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einseitig bearbeitet und nur im Verhältnisse zu einem andern Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geschaut wurde, waren nur Ahnungen und Vorbereitungen. War schon in der ionischen Schule in Heraklit's Weltansicht das Geistige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, so trat es in der pythagorischen, zuerst in der ursprünglich orientalischen Elementarzahlenphilosophie, dann in der eleatischen durch das Xenophanische All und das Parmenidische unkörperliche Sein entschiedener auf, in beiden letztern schon sehr speculativ und von den Sophisten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerm Sinne das Praktische hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erst in Platon sammelten sich wie in einem Brennpunkte diese Strahlen; denn dies waren sie in Bezug auf seine Denkart, und dies zeigt auch schon seine Behandlung dessen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm,

indem er es kritisch und polemisch sich selbst bewegen und aussprechen, hiermit aber seine Nähe und Ferne von andern bestimmen ließ. So trat bei ihm manches Frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimisch war. Kenner dürfen nur an seine Polemik gegen Heraklit, Protagoras, Aristipp, Antisthenes, ja selbst den von ihm so sehr geachteten Parmenides erinnert werden; so daß jene hier widerlegte Ansicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geist eines gebildeten Menschen ist, in seinem Leben und Organismus aufzufassen und anzuschauen. Fügt man noch dies hinzu, daß jene Begeisterung und Glut für das Seiende, welche ihn und seine Darstellung beseelt, noch als ein Ueberbleibsel des Orientalismus erscheint, so ist hiermit seine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßstab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügellosen Einbildungskraft gegeben. Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beseitigten, gegenüber einem mit Platon genährten u. durchdrungenen Geiste waren es, die Schleiermacher bestimmten, endlich Platon selbst in deutschem Gewande auftreten zu lassen und zwar »in dem natürlichen Zusammenhange, wie seine Schriften als immer vollständigere Darstellungen seiner Ideen sich nach und nach entwickelt, um hiermit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke P.s jedem eine eigene, sei es nun ganz neue oder wenigstens vollständigere Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu machen.« Schleiermacher ordnete zuerst die unter einander geworfenen Gespräche nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so 3 Arten derselben aus: 1) Die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande,

also von der Möglichkeit u. den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Praktisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädrus, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates's Vertheidigung, Kriton, Jon, den kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dies sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmahl, Phädon, Philebos rc. 3) Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Praktisches und Theoretisches Eins sind. Sie sind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die platonische Republik, enthält), die Gesetze, Epinomis. Endlich beschreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt P.s Wort — ertheilt sein. Sie, die Liebe, ist der Trieb, der, auf ursprünglicher Einheit des Denkens und Seins gegründet, diese in den Ideen zu schauen, so die Ideen zu erzeugen, und sich philosophisch mitzutheilen (d. h. durch lebendige Darlegung eignen Sinnes auch den Anderer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) strebt. Die Kunst der Anregung aber zur Ideenerzeugung, durch Täuschung und Enttäuschung, Zusammenfassen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verschiedenheit der Begriffe, diese Seelenleitung — ψυχαγωγια — ist Dialektik, und somit Technik der Phylosophie, welche das Höchste und die Grundlage alles Würdigen und Schönen ist. Jener Trieb wird in einem Mythus, dem Grundmythus aller übrigen platonischen Mythen (im Phädrus) vorgebildet. Es ist der Mythus von der unsterb-

lichen Seele, gleichend der zusammengewachsenen Kraft eines beflügelten Gespanns und seines Führers. Der Götter Rosse sind alle gut und edel, die andern aber gemischt, daher das Wagenlenken uns schwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeseelte und durchzieht vielgestaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene durchfliegt die höhern Gegenden, die entfiederte aber schwebt umher, bis sie auf ein Starres trifft, wo sie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der nun durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint. Die Kraft des Gefieders besteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geschlecht der Götter wohnt. Das Göttliche nämlich ist das Schöne, Wahre, Gute. Hieran nährt sich und wächst das Gefieder der Seele, sowie es dagegen durch das Böse abzehrt. Zuerst nun zieht Zeus aus, seinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folgt die Götter- und Geisterschaar in 11 Zügen geordnet; denn Hestia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewiesenen Ordnung. Viel Herrliches giebt es zu schauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf diesem Zuge zum Feste und Mahle gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So sehen die Unsterblichen, was außerhalb des Himmels ist. Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seiende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jenen Ort einnimmt. So freuen sich die Seelen, das Wahre, Seiende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Besonnenheit und Wissenschaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So sind die Götter. Die andern Seelen nun vollendeten entweder den Umschwung mit, obwohl von den Rossen geängstet und kaum das Seiende erblickend, oder sie sahen Einiges, Anderes nicht, im gewal-

tigen Sträuben der Rosse, oder sie blieben darunten zurück, nur sich rettend und stoßend in ängstigem, verletzendem Getümmel, und kehren untheilhaft der Anschauung des Seienden zurück, und der Schein muß ihnen zur Nahrung genügen. Daher so großer Eifer, die Wahrheit zu schauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächsten Zuge; sah sie nichts, das Gefieder verlierend, so wird sie verschiedenen Keimen von Menschen eingepflanzt und erhält als gerechte ein besseres, als ungerechte ein schlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt sie unter 10,000 Jahren nicht zurück, die Seele dessen ausgenommen, der ohne Falsch philosophirt, oder nicht unphilosophisch die Knaben geliebt hat; diese kann in 3000 Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdische Zuchtörter, oder straflos in einen gewissen Ort des Himmels. Im 1000. Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie sie will. Dann kann auch eine menschliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Eine aber, die niemals die Wahrheit erblickt, kann auch niemals diese Gestalt annehmen, denn der Mensch muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von Jenem, was einst unsere Seelen gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seienden das Haupt emporgerichtet. Daher ward auch mit Recht nur des Philosophen Seele befiedert, denn sie ist mit der Erinnerung so viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott sich befindend eben deshalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht bedienend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt seine Begeisterung den Leuten als

Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewohl alle Seelen das Seiende geschaut haben, ist es doch nicht jeder leicht, bei dem Hiesigen sich an Jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung stark genug beiwohnt. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild des Dortigen sehen, werden entzückt und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Die hiesigen Abbilder haben keinen Glanz. Damals aber war die Schönheit glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichste Schauspiel genossen und in das allerseligste Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu seligen Gesichten vorbereitet und geweiht, rein und unbezeichnet mit dem Leibe, in welchem wir jetzt eingekerkert sind. Wer nun noch frische Weihung hat und das Damalige vielfältig geschaut, wenn der ein gottähnliches Angesicht erblickt oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darstellt, so schaudert er zuerst, und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er sie anschauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzu heftigen Wahnsinns, so opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn gesehen, so überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verschloß und hervorzutreiben hinderte, schmilzt um sie weg. Mit zufließender Nahrung schwillt und treibt der Kiel, es gährt in der Seele, sie empfindet Schmerz, bis sie die Schönheit sieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders stockt, und die Seele umherrast und Angst leidet, bis sie wieder Erinnerung des Schönen empfangend frohlockt. Dieser Zustand heißt bei den Menschen Liebe. Jeder nun erwählt sich nach der Art des Gottes, dem er gefolgt und nach seiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen, und bildet ihn aus und leitet ihn zu desselben Gottes Lebensweise und Gemüthsart, indem er selbst ihn nach-

ahmt. So ist nun jede Seele dreifach zertheilt, in 2 roßgestaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß ist gut und schön, das andere rauh und wild; das erste hält sich in der Liebe schamhaft zurück; das zweite sprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Wesen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet sich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß schwitzt, das böse schmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verschämt und schüchtern dem Liebling nachgeht, dessen Liebreiz sich allmählig ergießt, und in der Seele die dem Gefieder bestimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiß er nicht. Aber er wünscht ihn zu sehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fordert das unbändige Roß für die vielen Mühseligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wohl geneigt. Aber der Spanngenoß und sein Führer sträuben sich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die bessern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, indem das Schlechte in der Seele beherrscht, das Vortreffliche befreiet wird. (In diesem Streben zu dem Höhern und Reinen besteht die platonische Liebe.) Sterben sie aber, so haben sie, fast schon befiedert und leicht geworden, von den 3 wahrhaft olympischen Kampfgängen schon in einem gesiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menschliche Besonnenheit dem Menschen verschaffen kann, noch göttlicher Wahnsinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche, durch sterbliche Besonnenheit verdünnt, auch nur Sterb-

liches und Sparsames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Ursache, 9000 Jahre theils auf der Erde sich herumzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieser Mythus, über P.s Technik, die Hauptuntersuchung zu überkleiden, um dadurch zu eigner Ideenerzeugung und Auffindung des Räthselworts zu leiten, Aufschluß gibt, und den aufmerksamen Hörer gleichsam in die Urzeit des gottmenschlichen Geistes zurückspielend, das Wesen der Idee, als Ungetrenntheit des Seins und Denkens, Darstellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heiligstillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: also umfaßt sein Inhalt die Grundlehre P.s: die ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. »Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seiende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenübersteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Sein auch ursprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seiende nun in diesem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzustellen, und so den scheinbaren Gegensatz jener Anschauungen durch Vorrufen vor das Bewußtsein aufzulösen, ist ihm höchste Aufgabe der Wissenschaft. Diese Vereinigung aber zerfällt immer in 2 Momente, auf deren verschiedener Beziehung auf einander die Verschiedenheit der Methode beruht. Von der Anschauung des Seienden ausgehend in der Darstellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuschreiten nnd so erst mit der Lösung des Gegensatzes zugleich dessen Bewußtsein aufzuregen und zu erklären, das ist die in Beziehung auf die Wissenschaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtsein aber des Gegensatzes, als einem Gegebenen, ausgehend zu jener Anschauung, als dem Auflösungsmittel desselben, fortzuschreiten, und eben durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels auf sie hinzuleiten,

das ist die Weise, welche wir die mittelbare nennen, und welche von P. in die Mitte ist gestellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel zwischen der ursprünglichen Anschauung, mit welcher er elementarisch anhebt, und der constructiven Darstellung, mit welcher er systematisch endigt. Wie sich nun in diesem Gegensatze für die Physik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen einander verhalten, so für die Ethik das Gute und die Lust, oder die Empfindung« (Schleiermacher's »Plat.«, II. 1, 7 fg.). Diese Gegensätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee tilgbare verfolgt P. nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Physischen wie des Ethischen, besonders aber auf letzterm, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen sie darauf vorkommen, je nachdem seine Vorgänger sie begriffen als Sein und Werden, Seiendes und Nichtseiendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterliches und Unsterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böses, Lust und Unlust &c. Indem er aber dies mit der gewandtesten scharfsinnigsten Dialektik und allen Waffen der urbansten Polemik und feinsten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwissen und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargestellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann, und die Einheit beider, den Philosophen. Den ersten nämlich, indem er die empirischen Kunstgriffe der sophistischen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunst zum Wahren, Guten und Schönen hinausläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinen Leben ausgeprägt und waltend darstellt; den dritten, inwiefern er aufstellt »das Leben und die Erscheinung der Weisheit im sterblichen Leben

des erscheinenden Menschen, in welchem sie selbst das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und sich Verbreitendes sich offenbart, sodaß auch das Leben des Philosophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, sondern ein Streben ist, sie festzuhalten und an jedem erregbaren Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unsterblichkeit werde im Sterblichen. Dies Bestreben ist Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geistige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, sowie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derselben ewigen Form und Idee ist, und also die Unsterblichkeit derselben im Sterblichen« (Schleiermacher's »Plat.«, II. 2, 359). So endete er also da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden ersten Ideen in seiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier seines trüglichen, lügenhaften Scheines, dem es in seiner forteilenden Gestaltenentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten schließt er sich dagegen mehr an das Christenthum an. Allen aber liegt ein Seiendes, Unsterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches sie gleichsam aufgetragen sind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar diese Aufgaben und ihre Lösungen hier vielfach ineinanderverflochten und gleichsam eingewachsen, und mit überlegener Meisterschaft des besonnenen Künstlers beschwört er sie herauf und bannt sie wieder; aber was in dem Gespräche Phädrus von jeder Rede gefodert wird, daß sie wie ein lebendes Wesen gebaut sei und ihren eigenthümlichen Körper habe, so daß sie weder ohne Kopf sei, noch ohne Füße, sondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnisse gearbeitet seien, das ist an P.'s Lehre aufmerksamem Blicke gewiß durch alle anmuthige Windungen seiner Rede hin-

durch unverkennbar. Auf eine andre sehr gelehrte Weise ist der Hauptinhalt der platonischen Lehre angegeben worden in Tiedemann's »Lateinischen erklärenden Inhaltsanzeigen« (Zweibr. 1786) und Tennemann's »System der platonischen Philosophie« (Leipzig 1792—95, 4 Bde.); ferner in dem Buche von Heusde: »Initia philosophiae platonicae« (Utrecht 1827). Hier soll noch einiges Einzelne aus dieser Lehre nach obiger Ideentrias gleichsam als Probe folgen. Was die Dialektik in dem angegebenen platonischen Sinne anlangt, so schließt sie zwar das, was von unsern Philosophen als Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens 2c. behandelt wird, nebst allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anschauung, des Gefühls, Begriffs 2c. in sich; aber bei der von P. festgehaltenen Einheit dieser in das Gewebe des Wissens zusammenlaufenden Fäden mit dem Darstellen, Bilden, oder Sein übt sie sich, gleichsam als sich selbst prüfend an den Gegenständen dieses Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem sie das Wesen sittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinstimmung des Wissens und Lebens setzt, berührt und erörtert sie zugleich Fragen und Aufgaben, welche nach unserer Abmarkung der Wissenschaften und Disciplinen, diesem Gebiet zumeist nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß sie besondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Ueberlegungen und Schlüsse, Anschauungen und Begriffe, Empfinden und Denken 2c. scheidet, sie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß sie das Bewußtsein des philosophischen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunst der Ideenerzeugung: so erörtert sie zugleich, oder berührt die ewigen, unkörperlichen Ideen, das Seiende, unter der Gestalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der hellenischen Quadruplicität als Besonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Festigkeit (σωφρο-

συνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρια) das Gute unter verschiedenen Formen darstellt, so daß in derselben die übrigen alle mit enthalten sind. Ebenso setzt sie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dies überhaupt von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen gesagt werden kann. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretisches und Praktisches zum Behuf des Forschens auseinandergehalten werden, so ist doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter scheinbar wechselnden Gestalten vorkommt, und unter diesen ein ewiger gegenseitiger Tausch und stetes Uebergehen ihres Wesens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Sein über. Sprache, sein Kunstwerkzeug, ist nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wissen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, so ist Handeln das Gebiet des Staatsmannes und seine mit besonnenem Künstlergeiste geübte Kunst, da Kunst überhaupt Darstellung sittlichen Gefühls ist, die königliche oder Staatskunst. »Ihm liegt ob, die verschiedenen und auseinanderstrebenden Naturen zusammen zu verketten (Schleiermacher, II. 2, 247), die Menschen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, so daß ihnen in sich und in der Natur nichts mehr verborgen sein darf (das. S. 249). Denn das Leben der Welt ist ein in entgegengesetzten Bewegungen Wechselndes und sich Wiedererzeugendes« (das. S. 251). Alle Staatskunst mithin ist eine Nachahmung des schönsten und besten Lebens, Darstellung des höchsten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller sittlichen Sphären. Wo sie aber nicht auf das Gute, sondern auf die Lust und das Angenehme geht, ist sie falsch und Schmeichelei. Dem gemäß setzt also

das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunst, oder erkenntniß-gemäße Behandlung. Wie sich aber in der Ausführung Menschheit überhaupt und griechische Natur durchkreuzen, wie in dieser Hinsicht folgerecht die Dichter vom Staate (der platonischen Republik) ausgeschlossen werden, und auch die Musik sich Beschränkungen gefallen lassen muß, Gemeinschaft der Weiber Sitte wird, oder was sonst von der gemeinen Staatsansicht abweichende Ideen sein mögen, dies kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: »Wofern nicht Philosophen regieren in den Staaten, oder die jetzt sogen. Könige und Machthaber echt und gehörig philosophiren, und so Staatsmacht und Philosophie in Eins zusammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingehenden nothwendig abgesondert werden: so ist kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menschengeschlecht«. Dies folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seins. Denn in dem Philosophen als der dritten Idee durchdringen sich Dialektiker und Staatsmann, und er ist in 2 Gesprächen unter dem Bilde des Sokrates dargestellt »in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrschaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller seiner Verbindungen und in seiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und also des ganzen Lebens« (Schleiermacher, II. 2., 358). Nimmt man nun dies Alles, wie es hier, mit Ausscheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt ist, zusammen, so wird es nicht befremden, die platonische Philosophie, wie jede echte und wahre, eine pantheistische nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß sie das Eine im Einzelnen und Vielen, also Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn aller-

dings löscht sie alle Gegensätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls selbst, und wie in der Dichtkunst Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Vergängliches und Unvergängliches sich ineinanderspiegeln, obwol bewußtlos und in sicherm, unabweisbarem Triebe, also auch hier, nur hier mit Bewußtsein und Freiheit. Darum läßt sich auch die mühselig erörterte Frage von der Verselbstung oder Hypostasirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dies die Meinung sei, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichsam sinnlich wahrnehmbar angeschaut werden solle, noch auch, ob sie jenseits der Erscheinung als ein hohles Gedankenbild liege, daß vielmehr (da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegensatz steht zu einem andern Einzelnen, sondern stets zum Ganzen), auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet seien, anschaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geistes, welcher im Werden das Sein, und im Sein das Werden durch Erinnerung zu ergreifen, vermöge höherer Begeisterung geeignet ist, daß also von einer Immanenz und gegenseitigem Ineinandergreifen die Rede sei.

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch. Wahrscheinlich ist es, daß sich schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, 2 Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten asiatischen Nomadenstämme nördlich, der andre südlich längs der Donau sich hinzog. Bald mochte sich auch hier der mächtige Einfluß des Klima, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauhern und waldigen Gegenden Süddeutschlands und die kriegerische Geschäftigkeit längs der Donau erschufen eine schärfer- und härtertönende Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervor-

brachte. Zu einer scharfbegrenzten, bleibenden Absonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, so lange die Völker unstät von Wohnsitz zu Wohnsitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der Verkehr der Völkerschaften unter einander eine theilweise Mischung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den ältesten Ueberbleibseln unserer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verschmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt sich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. So viel bleibt indessen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermischt und herrschten auch nach erfolgter Absonderung lange gemeinschaftlich neben einander fort, die härtere in dem südlichen Theile Deutschlands, in Oestreich, Baiern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Obersachsen; die weichere im nördl. Deutschland, im Niedersächsischen, in Westfalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, so daß die Grenzlinie zwischen beiden, wenn geographische Bestimmungen hier möglich sind, vom Rhein durch Hessen und Halberstadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel sich hinzog. Für die lange und ausgebreitete Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen die vornehmsten sind: 1) die angelsächsische (englische); 2) die normannische; 3) die flämische und niederländische, seit dem 13. Jahrh. die holländische genannt; 4) die isländische; 5) die norwegische; 6) die schwedische und 7) die heutige niedersächsische. Daß aber dennoch die oberdeutsche Mundart schon früh zu einem größern Ansehen gelangte, hatte seinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das südliche Deutschland zuerst in eine wohlthätige geistige Berührung kam, theils in dem Umstande, daß gerade mit den schwäbischen Kaisern, und von ihnen begünstigt, ein regeres Geistesleben in Deutschland erwachte. Jetzt, als die niedersächsische Sprache in der letzten Hälfte des 12. Jahrh.,

zur Zeit der holländ. Ansiedelungen in Deutschland, durch die mit den verwandten Ansiedlern eingezogene belgische Mundart sich bereichert hatte, erhob sich dieselbe im nördlichen Deutschland auch eine Zeitlang zur Schriftsprache, bis im 16. Jahrh. durch Luther's Bibelübersetzung das Hochdeutsche herrschend ward, und seine Schwester nicht nur aus Schriften, sondern allmählig auch aus Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreisen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Westfalen, Mecklenburg rc., erhielt sich die letztere bis zum Anfange des 17. Jahrh. in Schriften geistlichen und weltlichen Inhalts. Als Volkssprache dagegen finden wir sie noch jetzt, obwohl in verschiedenen Mundarten, durch ganz Niederdeutschland verbreitet.

Plattiren, die Kunst, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte, entweder des Nutzens oder der Zierrath wegen, zu bedecken. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle festgelöthet; es gab dabei 2 Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und Silberlöthung. Gegenwärtig plattirt man so, daß man eine Silberplatte auf einer 12 Mal stärkern Kupferplatte befestigt, sie beide zusammen ausdehnt und dann diesen Platten mit einer Prägmaschine die erforderliche Gestalt gibt.

Plauen, königl. sächsisches Dorf im Kreise Meißen, unweit Dresden, mit dem Plauischen Grunde. In diesem fast 3 Stunden langen Felsenthale, das die Weißeritz bald als ein reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, wechseln die mannichfaltigsten Scenen, bis es sich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte Felsen empor, dort breiten sich mit Laub- und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen

hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn, dort ländlich, mild und sanft. Merkwürdig ist die mineralogische Beschaffenheit des Thales. Es ist dem Geologen ein Archiv der Natur, worin die Urkunden gewaltsamer Umwälzungen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Der tiefe Grund verdankt dieser furchtbaren Zerstörung seine Gestaltung mit allen phantastischen Krümmungen, wie die Uebereinstimmung des in Massen auf beiden Seiten aufgeschichteten Urgebirges beweist. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluten vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bett in ein Syenitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechseln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Syenit; es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz und hier und da auf den Höhen sieht man losgerissene Felsenstücke desselben. Die tiefe Entblößung dieses Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche dasselbe durchkreuzen, können Jedem, der auch Nichts von der Bergkunde versteht, eine deutliche Vorstellung von dem innern Bau der Gebirge geben. In diesem Syenit kommen kleine Krystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor, in denen Klaproth ein bisher unbekanntes Metall enthalten fand, welches er Titanium, die Krystalle selbst aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieser Syenit auch kleine Granatkrystalle. Ueber dem Syenitgebirge sieht man 3 sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste ist ein hohes Sandsteinflötz, welches, bei Koschütz und Dölzschen horizontal geschichtet, gegen 40 Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden

Seiten eine unzählige Menge versteinerter Muscheln enthält von verschiedenen Gattungen. Die schöne Brücke am Eingange des Thales ist aus diesem sehr festen Sandstein erbaut. Ueber diesem Sandsteinflötze liegt ein 2—4 Ellen hohes Syenitgeschiebe; es besteht aus lauter zertrümmerten Syenitstücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweist, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben worden. Sie sind mit vielem sandigen Thon verbunden. Auf diesem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt. Es zieht sich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede 2 Ellen dick und wieder in 3—4 Bänke abgelöst ist. Seine Festigkeit und seine natürliche Ablösung machen ihn zu einem sehr bequemen Bausteine, auch ist er mit einer Menge versteinerter Muscheln aus dem Grunde des Meers vermischt. Die Straße von Dresden nach diesem Grunde geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg 1813 wurde diese blühende Gegend ganz verwüstet; doch hat der fleißige Sachse sich hier schon wieder als Landwirth oder Künstler angesiedelt. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reisewitz's Garten genannt. Seine schönen Partien machen ihn zu einem besuchten Vergnügungsorte. Am Ende desselben, dicht am Fuße der Höhe, die sich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen, eins der ältesten dieser Gegend, und es erhielt wahrscheinlich von dem wendischen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überschwemmt. Andre Spuren von dem hohen Alter dieses Dorfes verrathen 2 nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrscheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo sie die Asche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derselben

ist der Hahneberg zwischen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einst ein geheiligter Hain stand. Das Pfarrfeld befindet sich auf diesem Berge, der vielleicht bei der Einführung des Christenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienstes zu vertilgen. Der andre heilige Platz soll die sogen. Felsenkuppe gewesen sein, die sich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonst war sie mit Waldung bedeckt, wovon sich noch der Name Tännicht erhalten. Jetzt nennt man sie den großen Stein; sie bekam im siebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Gestalt. Die beträchtlichen, vorher geordnet über einander gelegten Felsenstücke hatten sonst ganz die Gestalt und Beschaffenheit der Hünen= oder Heidenhügel. Nicht weit von dieser zerstörten Opferstätte grub man in der Gegend des koschützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In späterer Zeit hat diese Felsenkuppe wahrscheinlich zu einem Calvariberge gedient; denn an der Straße, welche diese Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des siebenjährigen Kriegs noch steinerne Säulen und Kreuze zu sehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Hinter Plauen zur Rechten ist der Eingang in den herrlichen Grund, wo sich das Heitere mit dem Ernste des Erhabenen vereint. Man wählt den etwas erhöhten Fußsteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwischen dem Fahrwege und dem buschigen Abhange jenseits über einige Wehre hinabrauscht. Die schönste Aussicht gewahrt man auf der hohen Felsenklippe vor Dölzschen. Unter sich erblickt man das sonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer schön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäusern; hinter ihr dehnt sich ein Tannen= und Kiefernwald aus, über welchem sich die höhern Gebirge der Lausitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe strömt vom Morgen zwischen dem Königstein und Lilienstein in die

Aue von Pirna hinab und verliert sich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerstraßen durchschnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verstreut. Aber welch ein Wechsel, wenn man jetzt sich wendet! Statt der lachenden Landschaft erblickt man tief unter sich eine schmale, jähe Schlucht, deren Felsenwände sich kühn und majestätisch, hier nackt, dort mit Gebüschen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauscht die Weißeritz hin und stürzt sich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegene Mühlen beleben den Grund und mildern die düstere Ansicht desselben. Weiter gen Westen, wohin die Schlucht malerisch sich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umschlossenes Thal gewahr, aus dessen Mitte sich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, so wird man gleich beim Eingange in den Grund sehr überrascht durch die romantische Ansicht der schönen steinernen Brücke in der Nähe der Buschmühle. Bei Eisgängen schwillt dieser sanfte Bach oft zum reißenden Waldstrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künstlichen Wasserfall. Die Weißeritz versorgt Dresden mit Brennholz und unterhält von oben das Spiel der sich jagenden Scheite, die immer schneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe Felsen ragen von der einen Seite steil aus dem Wasser himmelan, die gegenüberstehenden sind mit Birken und Büschen reich geschmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im Waldesdunkel die Villa des Malers Grassi. Ehe die Straße nach Tharand durch diesen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felsen mußten gesprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter diesen hervorragenden, jetzt meist weggebrochenen Klippen war das sogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigsten. Unter abwechselnden Ansichten kommt man zur zweiten, oder Königsmühle, und zur dritten, der sogen. neuen Mühle.

Weiterhin, wo der tiefe Grund sich allmählig erweitert, liegt sehr romantisch eine Pulvermühle; sonst war ein Kupferhammer hier. Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potschappel. Diesem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich I. in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. hier erbaute, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Man nannte sie Burgwardium Buistrizi, vielleicht weil in noch grauerer Vorzeit der wendische Gott Püstritz hier abgebildet stand, wovon das benachbarte Dorf Pesterwitz seinen Namen bekam. Auf der Ostseite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felsenkuppe unterscheidet man noch eine kesselförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. Potschappel hat ein niederländisches Ansehen, und der erst seit ungefähr 30 Jahren daselbst ernstlich betriebene Steinkohlenbau ist nicht unbedeutend. Die Kohlenflötze ziehen sich von Burg am Windberge herab bis nach Zamkerode und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg ist die Art des Abbaues der Steinkohlen merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, ist in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daselbst 14 Ellen hoch ist, abgebaut, und die Grube bildet ein unterirdisches Labyrinth, denn man hat Pfeiler von 3—4 Ellen in der Stärke stehen lassen müssen, damit die Decke nicht einstürze. Hinter Potschappel breiten sich lachende Ebenen aus, und die Ansicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege selbst befindet sich, an der Weißeritz, die döhlener Wasserkunst, welche das im Kohlenschachte sich sammelnde Wasser herauspumpt. Durch diese Maschine wird es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen und ungeachtet des Wassers fortzuarbeiten. Auch ist ein großer Stollen zur Elbe geführt worden. Der Windberg ist der höchste Berg dieser Gegend. An seinem Fuße

vorbei kommt man durch das seiner Obstbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder sich enger zu schließen, das Dörfchen Hainsbach liegt malerisch vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Riesenbette, einer in einem schroffen Felsen sich wölbenden Höhle, vorbei. Nicht weit davon entsteht die Weißeritz, aus dem Zusammenflusse der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausströmt, ist tief und düster. Es ist so eng, daß die Breite des Wassers und Fahrwegs zusammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben sich Tannen über einander, steile und nackte Klippen ragen dazwischen hervor, und brausend schäumt der Waldbach durch dies einsame Thal, wo man nur das Rauschen des Wassers und das Krächzen der Raben hört; selten sieht man in der finstern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochschwebenden Geier. Ganz verschieden ist der Charakter des letzten Dritttheils unsers plauischen Grundes; reich an romantischen Abwechselungen, leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Dem Botaniker bietet der plauische Grund die mannichfaltigsten Kräuter, Pflanzen und Flechten; auch der Entomologe wird sich hier sehr befriedigt finden.

Plautus (Marcus Accius), ein römischer Schauspieldichter, gebürtig aus Sarsina in Umbrien, der eine Zeitlang sich mit einer Handmühle ernährte, lebte 200 Jahre vor Chr. Geb. Weil er selbst Schauspieler war, so waren seine uns erhaltenen Lustspiele um so beliebter. Natürlich ist die Sprache derselben altrömisch, aber die Darstellungen sind gemeiner und schmutziger als im Terenz.

Plebejer, Plebs, bei den Römern diejenige Volksklasse, welche nicht zu den Senatoren (s. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentliche Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem

Vermögen lebten, und überhaupt alle diejenigen, deren Vermögen nicht wenigstens 400,000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamte, Soldaten, Bettler ꝛc. sein. Vornehmlich nannte man Plebejer die ärmere Volksklasse, die meist von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotenen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebende Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger ꝛc., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern s. Rom. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römische Bürger; davon lebte etwa die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand.

Plectrum, ein uns nicht ganz mehr bekanntes Instrument, womit die Alten die Lyra zu spielen pflegten; wahrscheinlich ein Griffel von Elfenbein oder Holz, womit man die Saiten der Lyra berührte, welche man mit bloßen Fingern zu spielen für unschicklich hielt.

Plejaden, die sieben Töchter des Atlas und der Plejone, jungfräuliche Mädchen, in welche, da sie mit der Artemis jagten, Orion sich verliebte. Von ihm ergriffen, flehten sie die Götter um Rettung an, worauf sie Jupiter in Tauben verwandelte, und dann unter die Gestirne versetzte, wo sie auch noch jetzt im Standbilde des Stiers angegeben werden. Dieses bekannte Siebengestirn war, als Verkünder in der Saat- und Erntezeit, den Griechen sehr wichtig, eben so, wie die Hyaden.

Pleonasmus (Ueberfluß, in der Redekunst derjenige Feh-

ler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dies geschieht durch Wiederholung oder Gebrauch gleichbedeutender Worte, oder solcher, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist. So ist es pleonastisch, zu sagen: »Der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt«. In diesem Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgenere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind.

Pleß, Standesherrschaft, im Juni 1827 vom Könige von Preußen zu einem Fürstenthum erhoben, und Kreis im schlesischen Regierungsbezirk Oppeln, hat 19 QM. und 36,500 Einw. Die Stadt gl. N. (241 Häuser, 2080 Einw.) mit einem Schlosse und der Regierungsbehörde, hat Leder- und Tuchhandel). Das Fürstenthum gibt seinem Besitzer, dem Fürsten Heinrich (geb. 30. Juli 1778), dem Bruder des regierenden Herzogs von Anhalt-Köthen, 90,000 Guld. Einkünfte.

Pleuresie (pleuritis), die Entzündung der Pleura oder des Brustfelles, einer serösen Haut, welche die innere Fläche der Brusthöhle umkleidet und sich auf die äußere Oberfläche der Lunge fortsetzt. Die Pleuresie entsteht am häufigsten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Sie verräth sich durch einen lebhaften, meist stechenden Schmerz der Seite (daher die Krankheit im Deutschen Seitenstich genannt wird), durch kurzes beschwerliches, den Schmerz vermehrendes Athemholen, Husten und fieberhafte Symptome. Im Anfange ist der Husten trocken, später wird bisweilen unter kritischen Ausleerungen, welche das Fieber entscheiden, eine große Menge von Schleim mit Erleichterung ausgeworfen. Dann zertheilt sich die Entzündung, welche aber in andern Fällen auch in Eiterung und Ausschwitzung übergeht, und es auch veranlaßt, daß die

Lunge mit dem Brustkasten verwächst. Ist die Krankheit zum ersten Mal vorhanden, ist sie neu entstanden, wird sie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt, so ist die Gefahr nicht groß. Blutegel und minder antiphlogistische Mittel, Ableitungen durch Vesicatorien sind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Pleyel (Ignaz), geb. 1757 im Oestreichischen, einer der beliebtesten und reichhaltigsten Tonsetzer seiner Zeit für die Instrumental-Musik, ein Schüler von Jos. Haydn, welchen er zu Wien 1786 verließ, nach Italien und hierauf nach Paris ging. Am Münster zu Straßburg ward er 1787 Kapellmeister, aber nach Ausbruch der Revolution mußte auch er von dannen, und errichtete 1796 zu Paris mit seinem Schwager eine große Musikhandlung. — Neuheit der Gedanken, sanfte, hinreißende Melodie, überraschende Uebergänge sind unverkennbare Züge in seinen vielfältigen Compositionen. Nur klagen die Kenner mit Recht, daß er zu sehr dem Modegeschmacke der Liebhaber geopfert und daher in neueren Arbeiten bei weitem nicht den Schüler Haydns gezeigt hat, der sich in seinen älteren Werken, besonders den Quartetten und Quintetten, durch welche er so verdientes Aufsehen erregte, so schön aussprach.

Plinius (Caj. Plinius Secundus), der Aeltere, ein berühmter, angesehener Römer, geb. i. J. 23, gest. 79. Er hatte in den Kriegen gegen die Deutschen gedient, wurde dann als Staatsmann sehr häufig gebraucht, ward aber zuletzt das Opfer seiner Wißbegierde bei seinen Naturbeobachtungen. Ein Ausbruch des Vesuvs reizte ihn zu sehr, sich dem feuerspeienden Berge zu nähern, und er erstickte im Dampfe. Von ihm besitzen wir eine Naturgeschichte, die eine interessante Sammlung des Wissenswürdigsten aus der Geographie, Arzneikunde, Oekonomie und Kunstgeschichte enthält, und welche er aus 2000 Schriftstellern compilirt hatte, zwar manches Fabelhafte

enthält, aber dennoch ein äußerst schätzbares Werk bleibt, ohne welches wir von manchen Gegenständen des Alterthums gar nichts wissen würden.

Plinius (C. Plinius Cäcilius Secundus), der Jüngere, des Vorigen Neffe, geb. i. J. Chr. 62 zu Comum, welcher in Rom das Consulat u. a. Staatswürden bekleidete und Trajans Vertrauen genoß, auf welchen er auch eine Lobschrift (Panegyricus) verfertigte, die von seiner Beredtsamkeit einen rühmlichen Beweis gibt. Seine Sammlung von Briefen in 10 Büchern (wovon Wieland einige verdeutscht, die übrigen aber Schmidt mit Geschmack übersetzt hat), worin er von merkwürdigen Verfällen damaliger Zeit, von literarischen und wissenschaftlichen Gegenständen seine Freunde unterhält, sind noch unterhaltender, als des Cicero Briefe.

Plinthe, in der Architektur, ein platter Untersatz für einen architektonischen Körper, der einen Fuß hat, vornehmlich aber der platte Untersatz des Säulenfußes, der Pilaster und der Posamente, auch Tafel genannt. Bei den Griechen bezeichnete dies Wort einen Flies von gebrannter Erde, dergleichen als Unterlage der Säulen diente. Man nennt es auch die Sohle (ital. zoccolo, franz. zocle oder socle), oder Sockel.

Plongeon wird das Bad genannt, wenn man sich mit dem Kopfe zuerst in das Wasser stürzt. Dadurch wird eine momentane Blutanhäufung im Kopfe bewirkt, die Lungen, das Herz, die Unterleibseingeweide verändern ihre Lage; vorzüglich die Haut erfährt einen lebhaften Eindruck. Man hat das **Sturzbad** in manchen Badeorten, z. B. in Spaa, als Heilmittel in Gebrauch gezogen und besondere Vorrichtungen zu demselben getroffen; auch sucht man die Wirkung auf die Haut dadurch zu verstärken, daß sie unmittelbar nach dem Bade eine Zeitlang frottirt wird.

Plotin, berühmter Neuplatoniker, geb. zu Lykopolis in Aegypten, 205 n. Chr. Er studirte in Alexandrien, wie man sagt, unter Ammonius, die Philosophie, und trat in seinem 40. J. als Lehrer der Philosophie in Rom auf. Er begeisterte seine Schüler durch mündlichen Unterricht und Schriften und st. an den Folgen einer strengen Lebensart in Campanien 270 n. Chr. Sein enthusiastischer Schüler Porphyr hat sein Leben beschrieben und auch seine Schriften geordnet. Marsilius Ficinus hat sie zuerst herausgegeben und übersetzt. Creuzer hat insbesondere die Abhandlung, welche von der Schönheit handelt (Heidelb. 1814), herausgegeben; und Engelhardt die Enneaden des P. ins Deutsche übersetzt und erläutert (Erlangen 1820—23). Wohl drückte auch P.'s System das Gebrechen der Speculation, das Wirkliche seelenlos zu machen und zu verachten und dennoch von ihm eine Wesenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts ist, als Schein des Wirklichen, Schatten der Geister, so fodert er Gemeinschaft mit Gott und Anschauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchbringt als Lichtwesen alle Dinge, sie sucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dies geschieht nicht durch das Wissen, sondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauen und Angeschautes zusammen, die anschauende Seele wird, was sie anschaut, wird das Eine, wie sie es war; denn sie, die Intelligenz, ist Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geistes und des Seienden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben und aller Geist in Einem lebend und Ein zumal ist. Alles ist nur Anschauen. Die

Zeit ist ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böse zu sein.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunst das Addiren; das Zeichen dafür ist ein +. A+B heißt also so viel als A zu B addirt. Auch drückt Plus die positiven, wirklich vorhandenen Größen, als Gegensatz von minus (—) oder dem Zeichen der negativen aus.

Plutarch, ein gelehrter griechischer Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien, geb. 49 Jahre nach Christus, verwaltete unter Trajan Staatsämter und lehrte in Rom Philosophie. Von seinen Schriften ist sehr viel erhalten worden; man schätzt besonders seine Lebensbeschreibungen, wenn er auch seine Feder bisweilen der Schmeichelei lieh und die Vorzüge derjenigen, welche er biographirte, mit zu wenig Schatten darstellt.

Pluto (bei den Griechen Aïs, Aïdes, der Unsichtbare), ein Sohn des Saturn und der Rhea, bekam, bei der Theilung des Weltalls unter Saturns Söhne, die Oberherrschaft über das ganze Unterreich. Er wird vorgestellt neben seiner Gemahlin, Proserpina, sitzend anf einem schwarzen, von ewiger Nacht umgebenen, Throne, von finsterm Ansehen, mit langem Barte, einer Krone und zweizackiger Gabel, als Befehlshaberstab, bisweilen auch mit einem schwarzen Schlüssel; zu seinen Füßen Cerberus. Die ganze Geisterwelt ist seinem Scepter unterworfen; ihm waren die Cypressen, als Sinnbild des Todes, geweiht und der Monat Februar stand besonders unter seiner Leitung.

Plutus, der Gott des Reichthums. Man stellt ihn hinkend und blind dar, wie er den Menschen die Schätze zutheilt, aber dann mit Flügeln wieder davon eilt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt versteht

man darunter ein großes Meßgewand der kathol. Geistlichen, welches um den ganzen Leib geht und vorn mit 2 Haken befestigt wird.

Pluvius, der Regengeber (griech. Ombrios), ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, 1) Seestadt in Devonshire in England, zwischen den Mündungen der Flüsse Plym und Tamar, besteht aus der Citadelle, der Stadt und den beiden Vorstädten Plymouth Dock, jetzt Devonport, und Stonehouse; zusammen mit 6248 H. 69,200 E.; durch mehrere Forts beschützter Kriegshafen in der Bucht Homaze, Marinemagazine, Seehospital, Schiffswerfte, Arsenal, andere Anstalten, Segeltuchmanufakturen, Fischerei, Handel Badeanstalt. 2) Grafschaft im nordamerik. Freistaate Massachusetts, 31 QM. groß, mit 35,200 E. Die Hauptstadt ist New-Plymouth. 3) Stadt im nordamerikanischen Freistaate Newhampshire, Grafschaft Grafton; 950 Einw. 4) Hauptstadt der britischen Insel Montferrat in Westindien.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist, auch der heilige Geist.

Pneumatik, 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) so viel als Pneumatologie. s. Karsten's »Lehrbegr. der gesammten Mathematik« (6. Bd.). Auch verstand man sonst unter **Pneumatologie** in der Wolf'schen Philosophie einen Theil der Metaphysik, der von den Geistern handelt; an die Stelle derselben ist die Psychologie oder Seelenlehre, nämlich die metaphysische, die auch vorzugsweise rationale genannt wird, getreten. **Pneumatisch-chemischer Apparat** (von Priestley in s. »Versuchen und Beobachtungen über verschiedene Gattungen d. Luft«, 1. Bd.) beschr., ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen und ihre Eigenschaf-

ten untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft sich befindet; mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden. — Pneumatische Maschine, die, um einen luftleeren Raum als bewegende Kraft zu benutzen, ist eine Erfindung, die Samuel Brown in London vor einigen Jahren gemacht und, durch Patente begünstigt, in England, Schottland und Nordamerika angewendet hat. Ein Cylinder wird mittelst Verbrennens von Wasserstoffgas in demselben, indem die verdünnte Luft durch Klappen entströmt, luftleer gemacht, luftdicht verschlossen und durch Wasser kühl erhalten, der fortwährend luftleer erhaltene Raum aber mittelst des Drucks der Atmosphäre auf denselben (9 Pfund auf 1 Quadratzoll), als bewegende Kraft zu verschiedenen Zwecken bei Maschinen benutzt, z. B. um Räder oder Stempel in Bewegung zu setzen, oder Lasten zu heben rc. Der Aufwand für das dazu nöthige Gas ($\frac{1}{100}$ vom Cubikinhalt des Cylinders) ist geringer als der für das zur Forttreibung eines Dampfbootes nöthige Brennmaterial. Diese leichte und tragbare Maschine nimmt, bei gleicher Kraft als eine um $\frac{4}{5}$ schwerere Dampfmaschine, weniger Raum ein und ist ganz gefahrlos. Auch sind die Kosten des Baues derselben, wie die der Unterhaltung und Ausbesserung minder beträchtlich als bei der Dampfmaschine. Sie ist mit wenig Kosten vorzüglich anwendbar zur Hebung des Wassers, z. B. bei Trockenlegung von Sümpfen, Anfüllung von Wasserbehältnissen rc. Die von Cecil erfundene explodirende Maschine ist von der pneumatischen ganz verschieden. Dort wird ein verschlossener Cylinder mittelst Explosion einer Mischung von Wasserstoffgas und atmosphärischer Luft luftleer gemacht.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher in Piemont an dem zu den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der franz. Grenze entspringt, von W. nach O. fließt, Piemont durchströmt und von Pavia an die südliche Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs gegen die sardinischen Staaten, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet. Er nimmt auf seinem 70 Meilen langen Laufe links die Doria, Sesia, den Tessino, die Adda, den Oglio und Mincio, und rechts den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Crostolo, Sechia, den Panaro und Reno auf und ergießt sich in einer 4fachen Mündung in den venetianischen Meerbusen. Er ist für Oberitalien die Haupthandelsstraße; doch richtet er auch durch Ueberschwemmungen öfters großen Schaden an und verändert sogar von Zeit zu Zeit sein Bette, wo dann die verlassenen Sumpfstellen zum Reißbau benutzt werden. An vielen Orten ist er mit Dämmen eingefaßt. Der Kanal Gran Naviglio verbindet in einer geradern Linie den Tessinofluß mit dem Po.

Pochwerke, Maschinen, vermittelst welcher Erze, auch Materialien zu der Bereitung des Porzellans und des Steinguts rc. zerkleinert werden. Ihre Einrichtung ist im Allgemeinen die, daß sich ganz eiserne oder gewöhnlich hölzerne mit einem eisernen Schuh versehene Säulen (Pochstempel) zwischen feststehenden und mittelst Querbalken verbundenen Säulen bewegen, indem sie durch an einer Welle befestigte Däumlinge wechselsweise gehoben werden und durch ihre eigene Schwere auf eine eiserne oder steinerne Unterlage oder Sohle niederfallen. Man unterscheidet Trocken- und Naßpochwerke. Erstere haben bloß Zerkleinerung zum Zweck; bei letztern wird aber nicht nur das in den Bergarten fein eingesprengte Erz von denselben getrennt, sondern mittelst des Wassers wird die gepochte Materie, das

Pochmehl, auch in lange Kanäle geführt, in denen sich das Erz vermöge seiner größern Eigenschwere von der leichtern Bergart absondert.

Pöcile oder **Poikile**, ein Portikus in Athen, mit vielen Gemälden ausgeschmückt. (Vgl. Polygnotus.) Zeno lehrte hier und hieß davon der Stoiker, sowie seine Schule stoische, weil der griech. Name einer solchen Säulenhalle Stoa ist.

Pocken, s. Blattern.

Pockels (Karl Friedrich), herzogl. braunschweig. Hofrath, geb. den 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle. Kaum war er 25 J. alt, so empfahl ihn Rochow dem Herzoge von Braunschweig zum Erzieher zweier seiner jüngern Prinzen. Den ältesten von ihnen, den Herzog August, begleitete er als Gesellschafter bei s. Eintritte in hanöverlsche Kriegsdienste, und war nun der großen Welt nahe genug, um sie kennen zu lernen, aber doch auch von ihr entfernt genug, um nicht von den Wissenschaften abgezogen zu werden. Dieser glücklichen Muße verdanken wir mehrere psychologische Werke, besonders s. »Versuch einer Charakteristik des weibl. Geschlechts« (1797—1802, und dann 1806, 5 Bde. und »Der Mann &c.« (1805—8, 4 Bde.). Eine Anstellung, welche Joh. v. Müller ihm unter westfälischer Herrschaft anbot, schlug er aus, und der Herzog August verließ ihn nicht, obgleich die Zeitumstände eine örtliche Trennung veranlaßt hatten. In dieser Zeit schrieb P. das Leben des verewigten Herzogs von Braunschweig (1809) so freimüthig, als es damals geschehen konnte. Nachdem die herzogl. Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab Herzog August ihm wieder s. Haus, der regierende Herr die Censur. Neben diesen Geschäften wurden die schriftstellerischen Arbeiten fortgesetzt. Ein Schlagfluß endigte P.'s Leben 1814. Seine Schriften, unter welchen eine der letztern über den Umgang mit Kindern (1811) handelt, haben einen bleibenden Werth, theils wegen der

schönen Darstellung, theils wegen der feinen und wahren psychologischen Beobachtungen.

Pococke (Edward), Orientalist, geb. zu Oxford den 8. Nov. 1604, studirte daselbst hauptsächlich die oriental. Sprachen und machte darin so große Fortschritte, daß er schon 1627 nach einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine syrische Uebersetzung von 4 Episteln veranstaltete, die zu einer völligen Uebersetzung des N. T. in diese Sprache noch fehlten. Der gelehrte Vossius, der 1629 Oxford besuchte, nahm sie mit sich nach Leyden, wo sie unter de Dieu's Aufsicht gedruckt erschienen. P. ward in dems. Jahre ordinirt und ging 1630 als Kaplan der engl. Factorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichsten Erlernung des Arabischen, aus dem er mehrere übersetzte, und ging 1636 als Prof. dieser Sprache nach Oxford. Auf die Einladung s. Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reiste nach Konstantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für seine weitere Vervollkommnung in den morgenländ. Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttung s. Vaterlandes beunruhigte auch ihn auf mancherlei Weise. 1648 ward ihm die Professur der hebr. Sprache zu Oxford übertragen. P. lebte ganz s. Pflichten und Studien und gab 1650 s. »Specimen Historiae Arabum« mit gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der Walton'schen Polyglotte (s. d.). Er st. den 10. Sept. 1691.

Podagra (*αγρα*, Schmerz, *ποδος*, Fuß) ist diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewissen Zeitabschnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, besonders in der großen Fußzehe, sich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen sind so stark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derselben mit einem glühenden Eisen aus-

einandergetrieben würde. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahres 1 Mal, im Frühlinge oder im Herbste, bei Manchem auch 2 Mal, selten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er von keiner Gefahr, weil die Naturkraft noch so viel Kraft hat, den Gichtstoff gleichsam an die entfernteste Grenze des Organismus zu treiben und ihn daselbst auszuscheiden.

Podalirius, s. Äskulap.

Poelenburg (Kornelius), Maler und Kupferstecher zugleich, geb. 1586 zu Utrecht, glänzte besonders als Landschaftsmaler und sein Helldunkel ist schön. Rubens, König Carl I. von England und Italien schätzten ihn, doch zog er vor, in seinem Vaterlande zu leben.

Poesie, Dichtkunst, welche sowohl das Idealische als das Geistig-Sinnliche schön darzustellen versteht, d. h. in gefühlvoller Anschauung durch Ideen, welche die Seele und besonders die Phantasie rühren. Man theilt die Poesie in Klassen nach den verschiedenen Beziehungen, welche sie schildert. Aber alle Arten der Poesie nähern sich in ihrer gemeinschaftlichen Quelle der Phantasie, und selbst die Lehrgedichte dürfen nicht trocken sein, wenn sie ein wahrer Dichter bearbeitet. Auch die Poesie hat ihre Geschichte mit freilich großen Lücken in der Vergangenheit. Der Anfang der Civilisation eines Volks zeigt sich in dessen Nationalliedern. Die Liebe der höchsten Nationalinteressen und nicht religiöse Ideen sind geschichtlich die Gegenstände der ersten Poesie eines Volks. Eine eigentliche Naturpoesie gibt es nicht, denn der Dichter, ein Kind der Phantasie, malt sich selbst die Natur schöner und greller aus, als sie ist. Im Ossian ist wenig religiöses Gefühl und in der hebräischen Poesie kennt sie vielleicht nur unter priesterlicher Weihe der Dichter. Die griechische Poesie verwandelte sich so oft, als das Volk einen neuen Enthusiasmus annahm und unter den Römern und jedem spätern Volke trat das

Nämliche ein. Die arabische ist wie ihr Volk romantisch und abenteuerlich, was der Orientale als Erholung liebt, um die Erzählungen Anderer zu hören, wenn er müde ist selbst zu wirken. Gleichen oder ähnlichen Geschmack nahm Südfrankreich von den Arabern an. Die italienische Poesie zeigte besonders Umbildungen, wenn die Nation Thaten übte, oder im Müßiggange zu schwelgen vorzog, denn die Poesie will vergnügen oder zu edlen Thaten aufregen. Wie sehr hat seit Gellert die deutsche Dichtkunst sich verändert!

Poet, gekrönter, poeta laureatus, hieß ehemals ein feierlich mit einem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrschte schon bei den Griechen, und fand in den musischen Wettkämpfen statt. Von da kam sie zu den Römern; der Kaiser Domitian krönte bei den von ihm eingeführten capitolinischen Spielen mit eigner Hand Dichter und Redner. Seit dem 13. Jahrh. wurde diese Sitte in Italien erneuert. Die feierlichste Krönung war die des Petrarca. Auch die deutschen Kaiser ernannten gekrönte Dichter, z. B. Konr. Celtes; von ihnen erhielten die Pfalzgrafen das Recht, Dichter zu krönen. Jetzt wird diese Sitte nur noch von einigen Universitäten ausgeübt, ohne daß eine sonderliche Auszeichnung damit verbunden ist. Vergl. des Abt du Rosnel Abhandl. über diesen Gegenstand in den »Mém. de l'Acad. de belles lettres,« 10 Bd.

Poetik, die Theorie der Poesie; die Anweisung zur Dichtkunst; der Inbegriff aller über die Dichtkunst gegebenen u. vorgeschriebenen Regeln. Sie ist einestheils ein Zweig der angewandten Ästhetik, anderntheils ein Zweig der praktischen Sprachwissenschaften. Ersteres insofern das Princip der schönen Kunst auf Poesie angewendet, und die Dichtkunst sowohl nach ihrem Wesen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Klassen, welche wir Dichtungsarten nennen, ästhetisch betrachtet wird; Letzteres

insofern sie Theorie des poetischen Styls und eigentliche Technik der Poesie ist, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie ist eine der am frühesten ausgebildeten Theorien, ja die Ästhetik hat sich aus ihr erst allmählig entwickelt, indem der menschlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem besondern Kunstschönen (dem Poetischen) zur wissenschaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufsteigen mußte, u. keine Kunst dem Menschen näher lag und gleichsam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anschaulicher Vollendung darstellt. Letzteres ist auch der Grund, warum sie in den Lehrbüchern der Ästhetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden ist als bisher die ästhetischen Theorien der übrigen Künste. Unter den Griechen behandelte sie schon Aristoteles in s. Buche „περι ποιητικης,“ welches wir nur im Bruchstücke besitzen (die beste Ausg. von Gottfried Hermann), abgesondert; Horaz in seiner sogen. »Ars poetica,« od. vielmehr in seinem Briefe an die Pisonen, zeigt sich als dessen Schüler. In der neuern Zeit behandelte sie abgesondert Marc. Hier. Vida, Torquato Tasso und viele andere Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäs. Scaliger, Gerh. Voß, L. Racine, d' Alembert, Marmontel, Baumgarten, der Stifter der Ästhetik, Joh. Ad. Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer (in seiner »Theorie der Dichtkunst«), Engel (in seinen »Anfangsgr. einer Theorie der Dichtungsarten«), Jean Paul Fr. Richter (in seiner »Vorschule der Ästhetik«) und Clodius (in seinem »Entwurfe einer system. Poetik,« 1804). Außerdem ist die ästhet. Theorie der Dichtkunst ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Ästhetik und in den Theorien der schönen Künste, z. B. in denen von Batteux, Domairon, Ramler, Sulzer (»Allgemeine Theorie der schönen Künste«), Schubart, J. A. Eberhard, Eschenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, A. Schreiber, Nüßlein, Hillebrand (»Li=

teraturästhetik«), Seckendorf, abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenstände derselben, besonders von Sturz, Lessing, Klopstock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, Müller u. A., sowie durch Kritiken in den Literaturzeitungen, ausgebildet worden.

Poetische Licenzen sind Freiheiten (Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel), die der Dichter, des Versmaßes oder des Reimes wegen, sich zuweilen erlaubt. So z. B. die doppelte Negation in Wieland's Endymion:

So zornig sahn die Nymphen sie
In keinem andern Falle nie;

und das où statt à laquelle, in Voltaire's Adelaïde du Guesclin, Act I., Scene 1:

Je plains cette douleur où votre âme est en proie.

Poinsinet (Antoine Alexander Henri), geb. zu Fontainebleau 1735, schrieb besonders für die komische Oper, wo seine Stücke mit Hülfe der Musik meistentheils gefielen. P. verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen, viel Eitelkeit und eine grenzenlose Leichtgläubigkeit, und es konnte nicht fehlen, daß die pariser Spottvögel seine Leichtgläubigkeit benutzten, um ihn anzuführen, oder zu mystificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man spiegelte ihm z. B. vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt seien, und gab ihm falsche Rendezvous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man schlug ihm vor, sich das Amt eines Ofenschirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, 14 Tage lang seine Schenkel zu rösten, um sich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einst kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden solle, um an der Freigebigkeit der Kaiserin Theil zu nehmen, daß er aber dazu russisch lernen müsse.

Er glaubte diese Sprache zu studiren, und fand endlich nach 6 Monaten, daß er sich mit dem Niederbretagnischen beschäftigt habe. Monnet hat den ganzen 2. Bd. seiner Memoiren den Streichen gewidmet, die dem armen P. gespielt worden. P. war ein Freund vom Reisen; er hatte Italien besucht u. ertrank 1769, auf einer Reise durch Spanien, im Guadalquivir. Vergl. »Rameau's Neffe,« von Diderot.

Poitiers (Pictavium), am Clain, Hauptstadt im Depart. der Vienne; 4000 H., 19,000 Einw. **Poitiers** (Schlacht bei). Das salische Gesetz, welches in Frankreich die weibliche Linie von der Erbschaft des Landes und der Krone ausschloß, war die Ursach zu einer Menge blutiger Kriege zwischen Frankreich und England, dessen Könige theils aus Frankreich herstammten, theils durch Verheirathung mit franz. Königstöchtern Ansprüche herleiteten. In diesen Kriegen, die mehr als 200 Jahre fortdauerten, wo nur immer kurze Zeiträume des Friedens neue Kraft zum Kampfe gewähren sollten, kommen mehrere Schlachten vor, die Frankreich oft an den Rand des Verderbens brachten. Namentlich gehört dahin die, auf dem nahen Felde Maupertuis, vom schwarzen Prinzen, wie man den Sohn des engl. Königs, Eduard III., wegen seiner schwarzen Rüstung nannte, am 19. Sept. 1356 gelieferte Schlacht. Das Heer, das übers Meer herübergekommen war, betrug kaum 8000 Mann, während das des franz. Königs, Johann, gegen 80,000 gezählt haben soll. Aber wenn auch die Tapferkeit der Ritter, die in diesen Heeren dienten, gleich war, so hatte das engl. Heer doch vor dem feindlichen mehr Ordnung u. Gehorsam voraus, und daher kam es, daß gleich die Vorhut der Franzosen geschlagen und fast im ersten Zusammentreffen der Mittelpunkt derselben gesprengt wurde. Die franz. Großen sorgten nur für ihre Sicherheit, und so endigte der Tag damit, daß der König Johann allein mit s. Scharen aufs tapferste focht, bis endlich ein Geschwader

deutscher Reiter, das in der ersten Linie stand, seinen Führer im heißen Kampfe verlor und auseinanderstäubte. Da drang Alles auf den König selbst ein, u. er ward von einem franz. verbannten Ritter, dem er sich ergab, zu dem schwarzen Prinzen gebracht. Der Sieger behandelte ihn echt ritterlich für die Person und wartete ihm selbst bei der Abendtafel auf, vertrat die Stelle des Stallmeisters, als er seinen Gefangenen in London einbrachte; allein um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte Johann dem König Eduard III., nach Verlauf von 4 Jahren, mehrere Provinzen abtreten und sich mit einer großen Geldsumme lösen. Merkwürdig ist, daß in den Berichten von dieser Schlacht der Kanonen keine Erwähnung geschieht.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geb. 1500, Tochter von Jean de P., Grafen v. Saint-Vallier, aus einer alten u. angesehenen Familie der Dauphiné. Sie hatte sich schon 1514 mit Louis de Brezé, Großsenechal der Normandie, vermählt, und gebar demselben 2 Töchter, deren eine sich mit dem Herzoge v. Bouillon, die andere mit dem Herzoge v. Aumale verheirathete. 1531 starb ihr Gemahl, und geraume Zeit darnach, als sie wenigstens 40 Jahre alt war, faßte der 18jährige König Heinrich II. die heftigste Liebe für sie, und sie wußte ihre Herrschaft fast 20 Jahre lang, bis zu des Königs Tode, zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit des Charakters, die ihm von Natur eigen war, und nahm eine Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verläugnete; zugleich aber gewöhnte er sich unter ihrer Leitung an Zerstreuung, äußern Prunk und Verschwendung, welche die nachtheiligsten Wirkungen hatten. Diane v. P. gehörte zu den seltenen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken schienen. »Ich sah sie,« sagt Brantome, »6 Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein so steinernes Herz kenne, das nicht von ihr gerührt worden wäre. Schade, daß einen so

schönen Körper die Erde deckt; sie war sehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge.« Nach Heinrichs Tode zog sich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück und starb das. 1566.

Pola, Stadt und Hafen in Istrien, 8—900 Ew. Innerhalb seiner alten Mauern ein Amphitheater, das an 18,000 Menschen fassen konnte. Jenes Amphitheater gleicht im Allgemeinen den andern auf uns gekommenen, doch weicht es durch 4 Strebepfeiler, welche an den 4 Ecken eines in die Ellipse hineingedachten Vierecks angebracht sind, von den bis jetzt bekannten so sehr ab, daß man in Ungewißheit über die Erbauer und die Zeit der Erbauung geräth. Es besteht aus 3 Stockwerken, deren jedes durch 72 Arcaden oder Fenster durchbrochen ist. Treppen sind in dem Gebäude, dessen Außenwand beinah allein erhalten ist, nicht mehr vorhanden. Vielleicht verdankt es diesem Umstande seine Dauer. Im Munde des Volks ist es unter dem Namen Orlandina bekannt. Einer Zeit des reinern Geschmacks gehören zwei Tempel an, von denen jedoch nur einer vollständig auf unsere Zeit gekommen ist. Durch seine Aufschrift: »Romae et Augusto,« verräth er das glänzendste Zeitalter der römischen Kunst. P. blühte am meisten unter Severus, wo es den stolzen Titel: »Respublica Polensis,« in Steinschriften gebrauchte, wie noch vorhandene Inschriftfragmente darthun.

Pole heißen die Endpunkte einer Axe. Es gibt auf der Erde zwei solche Punkte: der Nordpol (arktischer Pol) und der Südpol (antarktischer Pol). Indem sich nämlich die Erde um ihre Axe dreht, bleiben dabei diese beiden Punkte ihrer Oberfläche in ihrer relativen Ruhe. Ueber die Bemühungen, bis zu dem ersten dieser beiden Punkte zu gelangen, s. Nordpolerpedition. Die verlängerte Erdaxe schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in 2 Punkten, welche Weltpole ge=

nannt werden. Sie heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdaxe auf der Ebene desselben senkrecht steht, um sie von den Polen der Ekliptik zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die auf der Ebene der Ekliptik in ihrem Mittelpunkte senkrecht ist. — Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, od. der Winkel, welchen die Gesichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derselbe, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher ist die Polhöhe der geogr. Breite eines Orts gleich. — Polardistanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkte oder Zenith eines Orts, und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt. Vergl. Astronomie.

Polarisation des Lichts. Ein auf eine Glastafel fallender Lichtstrahl wird gleichsam gespalten: ein Theil wird nämlich zurückgeworfen, und der andere Theil geht durch die Scheibe. Das zurückstrahlende Licht sowohl, als das durchgehende hat ferner gewisse Eigenschaften angenommen, die es vorher nicht hatte; der höhere oder niedere Grad aber, in welchen es diese neuen Eigenschaften nunmehr besitzt, hängt von dem Winkel ab, unter welchem es auf die Glastafel fällt. Die neu erhaltene Eigenschaft besteht darin, daß dieses Licht, das zurückgestrahlte sowohl als das durchgehende, auf eine zweite Glastafel fallende, von dieser ferner nicht mehr so zurückgestrahlt wird, als wenn es unmittelbar vom leuchtenden Körper käme, sodaß es vielmehr gegenseitige Stellungen der Tafeln gibt, bei welchen sich die Reflexion ganz in Durchgang verwandelt. Die Entdeckung verdankt man dem 1812 verstorbenen franz. Akademiker Malus; und Polarisation hat er den Vorgang darum genannt, weil er sich die Elemente des Lichtstrahles als Vielecke dachte, deren einzelne Seiten (Pole) sich

in ihren Eigenschaften, z. B. der Durchgangsfähigkeit, unter einander unterschieden.

Polarität, in der Physik diejenige Beschaffenheit mancher Körper, vermöge deren sie an gewissen Stellen ihrer Oberfläche, die man Pole nennt, gewisse Kräfte in einer größern Intensität, als an anderen Stellen äußern. Besonders heißt so die Eigenschaft des Magnets und der damit bestrichenen Nadeln, sich, wenn sie frei schweben, mit gewissen Punkten nach den magnetischen Polen (s. Magnet) zu richten. Man hat das entgegengesetzte Verhalten oder die entgegengesetzte Thätigkeit der beiden Pole einer Sphäre, z. B. des Magneten, durch die Ausdrücke positiv (bejahend, setzend oder schaffend) und negativ (verneinend, vernichtend, aufhebend), oder durch plus und minus (+ und —) bezeichnet. So nennt man z. B. den Nordpol des Magneten den positiven oder Pluspol (+ M.), den Südpol den negativen oder Minuspol (— M.); und ebenso wird der Gegensatz in der elektrischen Sphäre die positive und negative Elektricität, oder + E. und — E. genannt. Diese Bezeichnung ist mathematisch und aus der Lehre von entgegengesetzten Größen genommen. Man darf aber das Verhältniß nicht so verstehen, als ob bloß der eine, negative Pol verneinend, aufhebend gegen den andern wirkte, dieser aber, als das Gegentheil, sich bloß schaffend (producirend) verhielte; noch weniger so, als ob nur der eine, positive Pol sich activ (thätig), der andere (negative) aber passiv (bloß leidend, unthätig) verhielte. Das Verhältniß ist vielmehr vollkommen gegenseitig; beide Pole sind thätig, stehen in Wechselwirkung mit einander, sie handeln gleichsam egoistisch, und verhalten sich insofern feindlich gegen einander, als jeder das Bestreben hat, seinen Gegenpol in sich zu verwandeln, ihn sich zu assimiliren (zu verähnlichen) u. daher als solchen (als Gegenpol) zu vernichten. Und diese Wechselwirkung polarer Kräfte, nicht einseitiges Wirken des po-

sitiven Pols, ist es, was die Erscheinung hervorbringt. Doch versteht man unter dem positiven Pol gewöhnlich den stärkern od. höhern, unter dem negativen den schwächern oder niedern Pol. Man kann auch sagen: jeder Pol habe das Bestreben, sich durch seinen Gegenpol zu ergänzen oder mit ihm auszugleichen; denn ein Pol für sich kann nie ein Ganzes ausmachen, wohl aber beide in gegenseitiger Ausgleichung, wodurch eine relative Einheit, ein Produkt, ein Ganzes entsteht. Die Gesetze der Polarität sind folgende: 1) kein Pol kann für sich allein bestehen, sondern beide treten gleichzeitig auf. Denn jeder Pol setzt den andern voraus, jeder kann sich nun durch seinen Gegenpol offenbaren, indem er mit ihm in Wechselwirkung (Spannung) tritt, und diese wechselwirkende Thätigkeit ist eben die Natur eines Pols oder das Wesen der Polarität. Kein Körper z. B. ist für sich allein positiv elektrisch, er ist es nur dadurch, daß er mit einem andern negativ elektrischen Körper in Spannung (Wechselwirkung) ist. So gibt es auch keinen Magneten, der bloß den Nordpol (+ Pol) oder bloß den Südpol (— Pol) hätte, sondern beide Pole sind immer zugleich an jedem Magneten und jedem magnetischen Körper. Daher 2) ruft jeder Pol in seiner erregbaren Nachbarschaft seinen Gegenpol im Augenblick hervor. Man elektrisirt z. B. eine auf beiden Seiten mit Stanniol belegte Glasplatte auf der einen Seite positiv, so wird zu gleicher Zeit die andere Seite negativ elektrisirt, weil das + E. der einen Seite das — E. der andern im Augenblick hervorruft (erweckt). Und wenn ein Pol des Magnets Eisenfeilspäne anzieht, so geschieht es nur dadurch, daß er die Eisentheile negativ magnetisirt. 3) Die ungleichnamigen Pole ziehen sich an, die gleichnamigen stoßen sich ab. Wer weiß nicht, daß gleichartig elektrisirte Körper, z. B. 2 positiv elektrisirte Korkkügelchen, sich abstoßen und daher von einander entfernen, daß sie aber schnell zusammenfliegen, sobald sie entgegengesetzt (ungleich-

artig) elektrisirt sind. Der Nordpol eines Magneten stößt den Nordpol eines andern zurück, und nur die ungleichnamigen magnetischen Pole ziehen sich an. Denn nur die entgegengesetzten Pole stehen in Wechselwirkung mit einander durch das gegenseitige Streben, sich zu ergänzen oder auszugleichen, was nur durch Vereinigung möglich ist; daher das Anziehen. Man hat die ungleichnamigen Pole die freundlichen, die gleichnamigen die feindlichen Pole genannt. Diese Benennung scheint nicht ganz glücklich gewählt; denn die scheinbare Freundschaft der ungleichnamigen Pole läßt sich, wie aus Obigem erhellt, aus einer versteckten Feindschaft herleiten, aus einem Egoismus, der der Existenz des Gegenpols gefährlich wird, und die sogen. Feindschaft der gleinamigen Pole ist nicht weniger bloß scheinbar; denn sie stoßen sich nicht aus physischer Abneigung zurück, sondern entfernen sich von einander, weil der Gegenpol nicht nach dem gleichnamigen Pole zu, vielmehr nach der entgegengesetzten Richtung liegt.

Polarkreis, s. Erdstrich.

Polarstern ist der Stern, welcher dem Nordpol am nächsten steht. Er ist ein Fixstern zweiter Größe am äußern Ende in dem Schwanze des kleinen Bären, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden, daher auch der Name **Leitstern**. Dem Südpole steht das von de la Caille entworfene Sternbild des Seeoctanten am nächsten. Weil dieses aber nur Sterne fünfter Größe hat, so wird das β der kleinen Wasserschlange, seines über 11° betragenden Abstandes vom Pole ungeachtet, als südl. Polarstern betrachtet.

Polemik, die Streittheologie, oder diejenige Wissenschaft, welche sich mit den Meinungen der verschiedenen Gegner der Religion und der Art und Weise, sie zu widerlegen, beschäftiget. — **Polemiker**, ein Streitlehrer, theologischer Streiter, oder Klopffechter. **Po-**

lemisch, streitend, oder jene Streitlehre betreffend (z. B. polemische Schriften). Polemisiren, streiten, zanken, besonders über Religionssachen.

Polen. Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Borysthenes, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem 200jährigen Kampfe mit den Germanen und in dem eignen Parteiengewühle eine wunderbare elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtssinn und Vaterlandsstolz. Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6. Jahrh. den alten Finnenstamm vor sich hertrieben, den Dnepr herauf- und die Weichsel hinabzogen und dort als Litthauer, hier, an den baltischen Ufern, als Preußen und Letten sich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7. Jahrh. die Lechen, ein anderer slawischer Stamm. Bildsamer als jene wilden Horden, nahmen sie zugleich mit der Schreibekunst um 960 das Christenthum an, und hießen am Ende des 10. Jahrh. Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schicksal dieses neugebildeten, unter Piast, einem Fürsten eigner Wahl, seit 840 zwischen der Weichsel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piast's in kleinere Fürstenthümer vertheilten Volks; daher stete Unsicherheit der Grenzen, und kein anderer Verband im Innern als Stammgenossenschaft, ein Fürstengeschlecht (die Piasten) und ein gemeinschaftlicher Name. Diese Einheit, die mehr in der Meinung u. im Gefühle als in einer gesetzlichen Form bestand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeisterte ihn zu der heldenmüthigsten Vaterlandsliebe. Gleichwohl überließ er sich, wie es allen Menschen begegnet, die einer gesetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren und von ihren Gefühlen sich beherrschen lassen, jeder politischen Ausschweifung mit ebenso viel Leichtsinn als Leidenschaft,

sodaß in dem Mehrtheile der polnischen Staatsbürger, d. i. des Adels, ein republikan. Charakter nie reifen konnte. Insofern kann man die Masse des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freistaats gewesen sein würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden sie männliche Kraft und republikan. Edelmuth. So haben sich in Polens Geschichte unsterblich gemacht die Tarnoffski, Zamoyski, Zolkieffski, ohne die Helden und Staatsmänner in der neuesten Zeit zu erwähnen. Andere hingegen wurden durch die inneren Spaltungen nach Außen hin getrieben und verriethen aus blinder Parteiwuth ihr Vaterland an den Feind. So hat Polen als Staat so lange mit den Grundübeln seiner Verfassung gekämpft, bis es in denselben unterging. In dieser Republik herrschte nämlich das Princip der Gesellschaftlichkeit, nicht das der Einheit, obgleich sie schon unter Boleslaff Chrobry, 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit stand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unstreitig war das Wahlrecht die Loosung des Parteientummels. Gesetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit aber konnten nicht emporkommen, weil die politische Unform in dem Satze bestand: der Edelmann allein ist Staatsbürger. Dieser rohen, tausendköpfigen Souverainität ward ihr Staatszweck nie ganz klar; noch weniger verstanden die Polen, die Freiheit der Einzelnen mit der Kraft des Ganzen zu verbinden. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerst Schlesien und die Oder, dann die Ostsee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine feste Grenzen hat, der vom Meere abgeschnitten ist, u. der nicht zur Stärke der Einheit in seinem Innern gelangt, wird stets der Kampfpreis der Politik seiner Nachbarn sein. Das Unglück fing an, als die Piasten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar 1138 dem ältesten,

als dem Besitzer von Krakau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; allein dies vermehrte nur die Unruhen. Auch das Christenthum, welches am Ende des 10. Jahrh. in Polen aufkam, konnte bei den Ansprüchen der Hierarchie und bei dem durch 200jähr. Krieg tief gewurzelten Hasse zwischen den Deutschen und Polen, auf die letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Konrad von Masovien die Deutschherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und diese seit 1230—1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarfen, verlor Polen s. nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislaff Lokietek, der sich 1305 als König von Krakau krönen ließ, den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichsel zu einem Ganzen verbunden, aber zu spät. Die Deutschen hatten den polnischen Staat schon überflügelt; daher mußte sein Sohn Kasimir, der als Gesetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder u. der untern Weichsel im kalischer Frieden 1343 förmlich entsagen. Indeß arbeitete dieser kluge Fürst desto glücklicher an der Aufrichtung einer guten gesellschaftlichen Ordnung. Er befestigte die Städte und befreite sie vom Drucke des Adels, begünstigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu sehr dieses fremde Volk, welches späterhin das Gewerbe und den Geldhandel an sich zog und den Nationalwohlstand erstickte. Mit Kasimir erlosch 1370 der piastische Mannsstamm. Nun fing der Adel an, seine Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn (unter Ludwig, von 1370—82) war daher nutzlos für die Befestigung der Monarchie. Natürlicher und deshalb dauerhafter war die Verbindung mit Litthauen, seit 1386, indem der litthauische Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl die polni-

sche Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Christenthum, zu welchem Jener sich erst jetzt bekannte, war kein polit. Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren sie jetzt mächtiger gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Orden. Polen schien sogar die verlorenen Naturgrenzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vertrag von Thorn 1466 Kulm und die Weichsel bis Elbingen an Polen abtreten u. die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Kurland wurde 1561 ein polnisches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauische Adel seit 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausschluß des Bürgerstandes, allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Kastellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den ersten Reichsstand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer festen Hand, die das Ganze zusammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Russen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten, d. i. die Protestanten nebst den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken. Damit aber auch dieser Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 aussterben. — Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich

und blieb es bis zur Constitution vom 3. Mai 1791. Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteisucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die Zamoiski'sche Partei, indem sie durch die Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Insurrection (seit 1607) sogar gesetzmäßig sein konnte, sondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 sich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Kurfürsten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber lös'te sich der lockere Zusammenhang der polit. Masse in Anarchie auf, als unter Johann Kasimir (1648—69) das liberum veto gesetzlich wurde, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk ein zweites Mal, nebst Kiew, dem Dnepr und der jenseitigen Ukraine 1667 im 13jähr. Waffenstillstand zu Andrussow an Rußland abgetreten wurden. Damals sagte der König Johann Kasimir in s. Rede an die Reichsversammlung (4. Juli 1661), richtig voraus, warum, von wem und wie einst Polen getheilt werden würde. Der tapfere König Sobieski bestätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden 1686; doch machte sich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Walachei beizustehen. Nach s. Tode (1696) schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen. Als der sächsische Kurfürst sich gegen

die französische Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anschloß, ward die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte und dennoch das sächsische Heer seine Freiheit für gefährlich hielt, durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski in den nordischen Krieg verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schicksal entschieden. Schwedische Waffen bewirkten 1704, was später 1733—95 die russischen thaten. Sie verfügten über den polnischen Thron. Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem poln. Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, beschränkte man die constitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten seit 1717. Die Jesuiten schürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Losung zu tödtlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe u. überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte sie nur wie Schutzjuden behandelt wissen. Polen that nicht nur hierin, sondern auch in seiner polit. und moral. Bildung, welche franz. Witz u. Leichtsinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen suchte, auffallende Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung, als Katharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den poln. Thron setzte. Zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna, mit welchem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, die Haupt-

ursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung stieß, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, aber der Reichstag sah sich ganz unter russ. Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterstützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger poln. Parteihäupter erregte bei den 3 großen Nachbarmächten eine solche Nichtachtung der natürlichen Rechte des poln. Volks, daß sie, wie Katharina sich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem österreichischen Hofe zeitgemäß zu sein, die zipser Städte, welche 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die schlaue Politik des österreich. Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger, und dieses das preuß. Cabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dies zuerst von Kaunitz ausgegangen, hat v. Dohm in s. »Denkwürdigkeiten« (1. Bd., 433 fg.) gezeigt. Der russ. Minister machte den 2. Sept. 1772 den Beschluß der 3 Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18. Sept. 1773 diesen schon vollzogenen Theilungsvertrag, nach welchem Polen von 13,000, 9000 QM. behielt. Oesterreich bekam die Grafschaft Zips, die Hälfte des Palatinats (Woiwodschaft) Krakau, einen Theil des Palat. Sendomir, das Palat. Rothreußen, den größten Theil von Belz, Pokutien und einen Theil von Podolien, als Länder, die ehemals die mit Ungarn vereinigten Königreiche Galizien und Lodomerien ausgemacht hatten (1280 QM.). Preußen erhielt ganz polnisch Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und von Großpolen den Netzdistrikt, welcher ehedem u. d. N. Pomerellen zu Pommern gehört hatte (631 QM.). Rußland nahm das poln.

Liefland, die Hälfte des Palat. Polozk, die Palat. Witepsk u. Mscislav und einen Theil von Minsk (1975 QM.). Rußland bestimmte jetzt die innere Verfassung der unglücklichen Republik. Nun erst ward den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe und wodurch sie diesem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt hatten. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zusicherung s. Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben, und der 3. Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Constitution vom 3. Mai 1791, der Fox und selbst Burke große Lobsprüche ertheilten. Auch Preußen billigte sie. Aber Rußland verwarf sie durch seine Erklärung vom 18. Mai 1791, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatten. Preußen verließ die Sache der Republik, indem der König den 8. Juni 1792 den Polen durch Lucchesini antwortete: die poln. Republik habe sehr Unrecht gethan, daß sie sich ohne sein Wissen und sein Mitwirken eine Verfassung gegeben, die zu unterstützen nie seine Absicht gewesen sei. Preußen willigte in eine 2. Theilung 1793, nach welcher Rußland 4553 QM., mit 3 Mill. Einw. (die Reste der Palat. Polozk und Minsk, die Hälfte der Palat. Nowgorodek u. Brzesk; das Krongebiet der polnischen Ukraine, Podolien und die östliche Hälfte von Volhynien), hinwegnahm; 1060 QM. (die Palat. Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradc, Lenczic und halb Rawa, nebst Danzig und Thorn, die Hälfte des Palat. Brzesc und das Ländchen Dobrzyn, die Festung Czenstochow), mit 1,136,000 Ew., wurden Preußen zugetheilt. Russische Bayonnette nöthigten die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Rest von Polen stand jetzt

ganz unter russischer Vormundschaft. Da erhob sich Kosciuszko an der Spitze der Conföderation von Krakau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurden Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4. Apr. 1794) und der Entsatz des von dem preuß. Heere belagerten Warschau's d. 5. und 6. Sept. 1794, sind die schönsten Tage in dem Leben der poln. Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oesterreicher sie umzingelten, nach dem Tage von Macziewize (10. Oct.) und nach dem Falle von Praga (4. Nov.) unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten. Das Land ward im Oct. 1795 gänzlich unter Rußland (2030 QM. = 1,200,000 Ew.), Preußen (997 QM. = 1 Mill. Ew.) und Oesterreich (834 QM. = 1 Mill. Ew.) vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte und starb daselbst 1798. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf franz. Hülfe u. die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 8500 QM. und 4,600,000 Einw., Oesterreich über 2100 QM. mit 5 Mill. Ew., Preußen an 2700 QM. mit 2,550,000 Ew. von Polen erhalten. — So blieb der Zustand des zerrissenen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Polizeianstalten empfing, bis in den Nov. 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der preußisch-polnischen Provinzen das Herzogthum Warschau, welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, und zugleich mit dem franz. Gesetzbuche eine der

franz. ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft aufgehoben wurde. Danzig sollte eine von den Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein franz. Waffenplatz. Die Dotationen franz. Officiere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dies das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob, sodaß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schicksal des Tantalus hatten. Auch die Truppenstellung für den franz. Kriegsdienst zerrüttete den Wohlstand des neugeschaffenen Staates, und vernichtete, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Depart. Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufakturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polnische Armee wetteiferte, unter franz. und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Krakau vor, und der wiener Friede (14. Oct. 1809) fügte zu dem Herzogth. Warschau, das bisher 1850 QM. mit 2,200,000 Ew. enthalten hatte, Westgalizien hinzu, sodaß es nunmehr gegen 2800 QM. groß war, 3,780,000 Ew. zählte, und ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 M. aufstellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich der alte Nationalstolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborener König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen von ihm absichtlich begünstigten Wunsch bauete Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland 1812, den er den zweiten poln. Krieg nannte. Er wußte es so einzuleiten, daß den 28. Juni 1812 eine poln. Generalconföderation in Warschau die Wiederherstellung Polens feierlich aus-

tief; allein die Begeisterung war nicht allgemein. Die Anstrengungen des Herzogthums, das über 80,000 M. ausrüstete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormassoff in Ordnung, und statt »16 Mill. Polen,« die Napoleon durch s. Machtwort beritten machen wollte, sammelten sich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Doch leisteten tapfern Widerstand die Festungen Zamosc, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franz. und deutsche Truppen zur Besatzung gehörten. Was Polen in diesem Restaurationskriege litt, und wie Napoleon selbst s. Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, sein Botschafter in Warschau (s. »**Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812**,« Paris 1815, 8. Aufl.). Die poln. Scharen folgten dem geschlagenen Kaiser bis Frankreich; ein Theil sogar bis nach Elba. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in seine Verwaltung. Danzig mit s. Gebiete trat unter die preuß. Herrschaft zurück, und der Congreß der europ. Mächte in Wien entschied im Mai 1815 das endliche Schicksal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Krakau mit ihrem Gebiete (22 □Meilen, 96,000 Ew., und 250,000 Thlr. Eink.) als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eignen Gesetzen regieren sollte; 2) daß der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk, sowie auch der im wiener Frieden an Rußland abgetretene tarnopoler Kreis an Oesterreich zurückfiel; 3) daß der kulmsche und michelausche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Depart. Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peysernschen Kreises und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prozna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises d. N. (näher bestimmt durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817), an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Kulm u. Michelau mit Westpreußen

vereinigte, aus dem Uebrigen aber (538 QM. mit 847,000 Einw.), das Großherzogthum Posen errichtete und den Fürsten Ant. Radziwill zum Statthalter ernannte; 4) daß alles Uebrige mit dem russischen Reiche u. d. N. des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russische Kaiser zu geben für gut finde. Der Kaiser Alexander nahm daher den Titel »Zar und König von Polen« an und ließ sich in Warschau huldigen. So ist also Polen vierfach gespalten, hat aber seinen Namen und seine Sprache gerettet; die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der 3 Mächte sind, Einrichtungen zugesichert, welche ihre Nationalität erhalten sollen. Natürlich sind sie damit nicht zufriedengestellt; allein sie haben mehr erlangt, als sie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten.

Im Besitze seiner neuen Grundform vom 27. Nov. 1815 hatte Polen bereits 15 Friedensjahre durchlebt, als im Jahr 1830 in Warschau eine Insurrection ausbrach. Nämlich den 29. Nov. gegen 7 Uhr Abends verließen auf einmal die Schüler der Militärschule in Warschau, Fähnriche genannt, dieselbe bewaffnet, und eilten nach den Casernen der russischen Cavallerie. Hier angekommen, feuerten sie ihre Gewehre, jedoch vorerst nur als Signal ab, und drangen sodann in die Caserne der Uhlanen, die sich zwar gleich versammelten, aber durch das Feuer der Fähnriche bald genöthigt waren, sich zurückzuziehen. Sie stellten sich hierauf nochmals zur Gegenwehr auf, und wurden nun unter einem Hurrahgeschrei, nach einer Entladung der Feuergewehre der Zöglinge, von denselben mit gefälltem Bajonnet angegriffen, und abermals auseinander getrieben, nachdem sie viele Todte und schwer Verwundete auf dem Platze gelassen. Indessen hatten die Hu-

saren und Cürassiere von dem, was vorging, Nachricht erhalten, und zogen in guter Ordnung ihren Cameraden zu Hülfe, um die Zöglinge der Militärschule anzugreifen. Diese zogen sich aber über die Sobieskybrücke zurück, wo sie sich mit einer andern Abtheilung von Kriegsschülern vereinigten, welche man gleich anfangs nach Belvedere abgeschickt hatte, um sich der Person des Großfürsten Constantin zu bemächtigen, was ihnen aber nicht gelungen war, da sich derselbe noch mit Hülfe eines treuen Dieners geflüchtet, und zuerst unter das Dach seines Palastes versteckt, später aber nach den russischen Casernen begeben hatte. Dagegen waren die russischen Wachen, aus Veteranen bestehend, so wie der Vicepräsident Lubowicki, und der sehr übel berüchtigte General Gendre unter ihren Streichen gefallen. Die polnischen Truppen, welche die Russen aufhalten und den Zöglingen in der Stadt hatten zu Hülfe kommen sollen, wurden von dem General Potozki, der mit seinem Corps herbeieilte, gefangen genommen und den Russen übergeben. Ein polnisches Regiment hatte sogar 4 Kanonen mitgenommen, die dazu dienen sollten, sich des Postens unweit der Caserne Radziwill und der nach Belvedere führenden Straße zu bemächtigen. Auch hatte man das Feuer einer Brauerei, die man nur eben angezündet, um dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufstand zu geben, sehr schnell wieder gelöscht. Die Cürassiere hatten sich nun in Schlachtordnung aufgestellt, um den Zöglingen den Weg nach der Stadt abzuschneiden. Die jungen Leute aber griffen die Reiterei mit einem außerordentlichen Ungestüm an, und zwangen sie durch ihre Tapferkeit, sich nach Belvedere zurückzuziehen. Die Fähnriche bildeten nun wieder eine geschlossene Colonne, und nahmen ihren Weg nach dem sogenannten Dorfkaffeehause. Jetzt wurden sie aber auf's Neue von jenen Reitern verfolgt, und unfern der Caserne Radziwill sprengte sie auch eine Abtheilung Husaren an. Da sie sich

nun sehr im Gedränge befanden, so wendeten sie sich, von dem Unterlieutenant Peter Wysozky angeführt, schnell nach der Caserne, die sie auch glücklich erreichten. Hier faßten sie von Neuem Muth, stürzten, statt den Feind in einer vortheilhaften und sehr geschützten Stellung zu erwarten, auf denselben los, und zwangen ihn abermals zum Rückzug, nachdem sie ihm viele Leute verwundet und kampfunfähig gemacht hatten. Jetzt war die Straße nach der Stadt, wohin sie eilten, wieder frei. Unterwegs trafen sie, unweit der Alexanders-Kirche, den General Potozki, den sie sogleich anhielten und auf den Knien beschwuren, doch die Sache der Nation zu ergreifen, indem sie ihm versicherten, daß es nicht nur die Zöglinge der Militärschule seien, die sich gegen das russische Joch aufgelehnt hätten, sondern die ganze polnische Nation. Doch er blieb unbeweglich. Man ließ ihn nichtsdestoweniger wieder frei, und er fand bald seinen Tod in dem Aufstand. Unterdessen hatte sich ein Theil der polnischen Truppen erhoben und war nach Belvedere geeilt, wo man aber den Großfürsten nicht mehr traf. Die Zöglinge marschirten nun ungehindert bis in die Mitte der Stadt; man schlug von allen Seiten Generalmarsch, und rief sämmtliche Truppen unter das Gewehr. Aber auch das Volk rottete sich schnell in großen Haufen zusammen; und bald war es klar, daß das gesammte polnische Militär gemeinschaftliche Sache mit demselben machen würde. Bald war das Arsenal erstürmt, und das Volk mit den in demselben vorhandenen Waffen versehen. Jetzt begann ein sehr blutiges und mörderisches Gefecht, welches die ganze schauerliche Nacht durch bis zum Anbruch des Tages fast in allen Quartieren der Stadt fortdauerte. Man befreite alle Staatsgefangene, die wegen politischer Vergehen oder Meinungen in Klöster eingesperrt gewesen waren. Ein volhynisches Regiment hatte nebst dem größten Theil der polnischen Gardegrenadiere den großen Exercierplatz

behauptet; dagegen war das litthauische Garderegiment total geschlagen worden, und das Garderegiment zu Pferd, aus Polen bestehend, hatte an dem furchtbaren Gefechte gar keinen Antheil genommen. Die anbrechende Morgenröthe, welche dieser blutigen Schreckensnacht folgte, beleuchtete eine zahllose Menge Todter, Verwundeter und Verstümmelter. Unter den Erstern waren der Kriegsminister, General Haucke, nebst noch vier andern Generalen, vielen Stabsofficieren und andern russischen Angestellten. Mehrere Generale waren gefangen genommen, andere schwer verwundet worden. Der Großfürst Constantin hatte sich in die Lazienki-Caserne geflüchtet, und von da aus an vier polnische Regimenter den Befehl ertheilt, gegen die Aufrührer zu maschiren. Statt diesen zu vollziehen, hatten sie sich aber mit denselben vereinigt. Sobolewsky, Präsident im Staatsministerium, und Lubecki, Finanzminister, erließen nun Proclamationen im Namen des russischen Kaisers, in welchen sie die Errichtung eines neuen Verwaltungsrathes ankündigten; und General Chlopicki erhielt das Commando über die Truppen. Schon den 30. November begann die Bildung einer Nationalgarde, die unter die Befehle des Grafen Sabienski gestellt wurde; und alle Einwohner Warschau's blieben diesen Tag unter den Waffen, um allen Excessen raubsüchtiger Menschen gehörig begegnen zu können. Jetzt erging an alle polnische Regimenter des Königreichs der Befehl, nach der Hauptstadt zu marschiren, in deren Straßen noch Kanonen nach allen Richtungen hin aufgepflanzt waren; die Bank wurde unter den Schutz der Bürger gestellt. Die russischen Truppen und Garden, ungefähr 10,000 an der Zahl, hatten sich bereits zurückgezogen und die Stadt ganz verlassen. Die russischen Einwohner aber stellte man ebenfalls unter den Schutz der Bürger, und es geschah ihnen kein Leid. Alles Gesindel, das man auf Raub und Plünderung betraf, wurde sogleich verhaftet, und in

die Gefängnisse gebracht, um seinen wohlverdienten Lohn zu empfangen. Auch hatte man sogleich einen neuen Polizeipräsidenten in der Person des Herrn Wegozecki ernannt, der so schnell als möglich Ordnung und Ruhe wieder herstellte. Der neue Verwaltungsrath erließ nun eine Proclamation, in welcher er noch mehrere geachtete und angesehene Personen zur thätigen Mitwirkung aufforderte. An das Volk wurde folgender Aufruf erlassen: »Polen! die eben so traurigen, als unerwarteten Ereignisse des vorigen Abends und der vergangenen Nacht haben die oberste Regierung veranlaßt, derselben neue, durch mannichfache Verdienste ausgezeichnete Personen zuzuführen. Seine kaiserliche Hoheit, der Großfürst Cäsarewitsch, hat dem russischen Militär jede weitere Einmischung untersagt, denn nur die Polen selbst dürfen die getheilten Gemüther ihrer Landsleute wieder vereinigen. Der Pole darf aber nicht seine Hand mit dem Blute seines Bruders besudeln. Eben so wenig wird es eure Absicht sein, der Welt das traurige Gemälde eines Bürgerkriegs zu geben. Mäßigung allein kann das Ungemach von euch abwenden, an dessen Rande ihr euch befindet. Kehrt also zur Ordnung und Ruhe zurück, und mögen alle Aufwallungen mit der verhängnißvollen Nacht enden, welche sie mit ihrem Schleier bedeckt hatte. Gedenkt an die Zukunft und an euer so sehr bedrängtes Vaterland. Entfernt Alles, was die Existenz desselben gefährden könnte. An uns wird es aber sein, unsere Pflichten durch Erhaltung der allgemeinen Sicherheit, des Gesetzes und der dem Lande zugesicherten Constitutionsfreiheit zu erfüllen. Warschau, den 30. November 1830. Der Staatsminister Präsident des Administrationsrathes des Königreichs, (gezeichnet) Valentin, Graf Sobolewsky, Fürst Adam Czartoryski, Fürst Xaver Lubecki, Fürst Michael Radziwill, Michael Kochanowski. Ludwig Graf Paß, Julius Ursin Niemcewicz.« — Der Präsident der Municipali=

tät und der Polizei der Hauptstadt Warschau erließ ebenfalls ein Manifest an die Bürger von Warschau, in welchem er sagte: »Der Administrationsrath des Königreichs hat mich zum Vorstande der Stadt Warschau gewiß aus andern Gründen berufen, als die sind, welche sich noch im Gedächtniß meiner Landsleute erhalten haben werden, und welche meine guten Absichten beurkunden, die ich in früheren Zeiten, als ich denselben Posten bekleidete, an den Tag zu legen bemüht gewesen bin. Früher stand ich noch im besten Mannesalter, jetzt stehe ich als Greis an eurer Spitze. Seid indessen versichert, daß meine Liebe für euch nicht erkaltet ist. Bürger! das Vaterland wird von Gefahren bedroht, die nur ihr durch Einigkeit und eifriges Bestreben für die Erhaltung der Ordnung abzuwenden vermöget. Versagt mir daher nicht eure segenbringende Hülfe. An euch, Hausbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker, richte ich meine Stimme: eilt in die Reihe der errichteten Sicherheitsgarde! Mögen alle Einwohner der Hauptstadt beim Erblicken der Waffen in euren Händen an der Sicherheit ihrer Personen und ihres Vermögens nicht mehr zweifeln! Mögen aber jetzt eure Gehülfen und Untergebenen zu ihren Beschäftigungen wieder zurückkehren! Das Vaterland wird sie rufen, sobald ihre Hülfe nothwendig werden wird. Wenn der Rath eines erfahrenen Mannes einiges Gewicht hat, so glaubt mir, daß die Pflichten, welche ihr gegen das Vaterland habt, am sichersten dadurch erfüllt werden, daß ihr das öffentliche Wohl zu sichern, und das Eigenthum eurer Mitbürger und die persönliche Sicherheit derselben zu schützen, bemüht sein werdet. (gezeichnet) v. Wegozecki.« — Auf die Aeußerung des Großfürsten Cäsarewitsch, daß er gern die Wünsche der Nation kennen lernen möchte, hatte sich eine Deputation aus einem Theile der Mitglieder des Verwaltungsraths zu demselben begeben, um ihm diese vorzutragen, welche hauptsächlich darin

bestanden, daß die Constitution vollständig in Ausführung gebracht werden, auch daß Se. Majestät das von Ihrem erlauchten Vorgänger gethane Versprechen, die früher mit Rußland vereinigten polnischen Provinzen dem Königreiche Polen wieder einzuverleiben, erfüllen möge, und endlich, daß das unter dem Cäsarewitsch stehende litthauische Corps in das Königreich Polen nicht eindringe. Die Antwort auf diese Vorschläge wurde vor der Zurückkunft der Deputirten gedruckt in Warschau angeschlagen, und lautete also: 1) Se. kaiserliche Hoheit versichern, daß es nicht Ihre Absicht gewesen, mit den unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die Stadt anzugreifen. Sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen, so müßte dies 48 Stunden vorher bekannt gemacht werden. 2) Se. kaiserliche Hoheit wollen das Vorgefallene der Gnade Sr. M. des Kaisers empfehlen. 3) Se. kaiserliche Hoheit versichern, dem litthauischen Corps keinen Befehl zum Einrücken in das Königreich Polen gegeben zu haben. 4) Die Gefangenen sollen freigegeben werden. — An die polnischen Truppen hatte Constantin noch Folgendes erlassen: »Ich ertheile den polnischen Truppen, die mir bis zum letzten Augenblicke treu geblieben sind, die Erlaubniß, zu den Ihrigen zurückzukehren. Ich setze mich mit den kaiserlichen Truppen in Marsch, um mich von der Hauptstadt zu entfernen, und erwarte von der Loyalität der Polen, daß erstere in ihrem Marsche nach dem Kaiserthum keine Beunruhigung erfahren werden. Eben so empfehle ich alle Anstalten, alles Eigenthum und alle Personen dem Schutze der polnischen Nation, und stelle sie unter die geheiligte Obhut von Treue und Glauben. Warschau, den 3. December 1830. (gezeichnet) Constantin.« Bald kehrte nun auch der kleine Theil der polnischen Truppen, welche den Großfürsten noch eine Strecke weit auf seinem Rückzug begleitet hatten, mit seinem Geschütze versehen, wieder nach Warschau zurück, wo dieses Corps mit

klingendem Spiel einzog und sich der neuen Regierung unterwarf. Mit kaum glaublicher Schnelligkeit schritt man nun zur Organisation in allen Theilen der Administration. Zuerst beschäftigte man sich mit der Beerdigung der Leichen, welches zwei volle Tage dauerte. Unter denselben war auch der durch ein Mißverständniß getödtete polnische General Nowicki. Chlopicki wurde nunmehr zum Generalissimus der ganzen bewaffneten Macht des Landes ernannt, und ein ehemaliger Adjutant Napoleons, Oberst Wasawicz, ward Chef des Generalstabs. Durch eine Proclamation wurden alle männliche Bewohner des Reichs vom 15. bis zum 45. Jahre zu den Waffen gerufen. Der Großfürst zog sich indessen mit seinen Russen über Modlin gegen Volhynien zurück. Modlin selbst hatte sich bereits an die Polen auf eine schriftliche Ordre vom Großfürsten ohne Widerstand ergeben. Chlopicki wurde jetzt zum unumschränkten Dictator erwählt, welche Stelle er vorläufig bis zur Versammlung des auf den 18. December, des Kaisers Geburtstag, einberufenen Reichstags bekleiden sollte. — Schon seit längerer Zeit hatte Constantin und auch das Petersburger Cabinet Anzeigen von einer Verschwörung erhalten, deren Sitz in Warschau selbst sein sollte; und man behauptet, der Großfürst sei schon den 22. November im Besitz einer Liste gewesen, welche sämmtliche Namen der Verschworenen enthielt. Er habe es darauf nicht mehr gewagt, nach Warschau zu kommen, sondern habe dem Staatsrath die Untersuchung und Beseitigung dieser Angelegenheit übergeben. Ein von dem Unterlieutenant Wysozki, demselben, der einen Theil der Zöglinge der Militärschule am 29. November angeführt hatte, in dem Warschauer Courrier mitgetheilter Bericht verbreitet großes Licht über diese Sache. — Es war von dem Verwaltungsrath, mit dessen Zusammensetzung man keineswegs zufrieden war, eine provisorische Regierung ernannt, und dies der Nation mit folgenden Worten mitge-

theilt worden: »Da der Verwaltungsrath zufolge der fortwährend von allen Seiten eingehenden übereinstimmenden Berichte, nicht daran zweifeln kann, daß er das Zutrauen der Nation nicht besitze, und da man sich überzeugt hat, daß er unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Steuerruder des Königreiches nicht führen kann; so hat er es für das allgemeine Wohl unerläßlich nothwendig erachtet, zu erklären, daß er die Verwaltung des Königreichs nicht länger behalten könne. Da jedoch die wichtigsten Gründe jeder Art vorhanden sind, sei es in Angelegenheiten der Nation, oder in denen des Königs, welcher bei der Entlegenheit seiner Residenz den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht abhelfen kann, sofort eine mit der höchsten Gewalt bekleidete Behörde zu ernennen; so wird von den durch den Administrationsrath zu dessen Formirung berufenen Mitgliedern, in Gemäßheit des dringenden Bedürfnisses der Nation, und um den beweinenswürdigen Folgen der Anarchie vorzubeugen, Folgendes verordnet u. s. w.« Im ersten Artikel ward die Niedersetzung der provisorischen Regierung selbst ausgesprochen. Im zweiten wurden die Mitglieder benannt. Im dritten ward ihr die Befugniß zur Ernennung noch anderer Mitglieder vorbehalten, und im vierten wurde das Bestehen der provisorischen Regierung bis zum Zusammentritte des Reichstags bestimmt. Die provisorische Regierung forderte in einer Proclamation vom 4. December die Offiziere und Gemeinen der polnischen Armee zur Einigkeit, Ordnung und Subordination auf, und ermahnte sie, den Befehlen des Generalissimus den strengsten Gehorsam zu leisten. Unter gleichem Datum hatte dieselbe eine Verordnung erlassen, worin die Einwohner Warschau's aufgefordert wurden, zu ihren Tagsgeschäften zurückzukehren, indem zugleich zur völligen Wiederherstellung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit Folgendes festgesetzt ward: 1) Alle Bürger, welche nicht zur Nationalgarde gehören, sollen die aus dem

Arsenal genommenen Waffen wieder abgeben. 2) Die Kirchen sollen wieder zum gewöhnlichen Gottesdienst geöffnet werden. 3) Die verschiedenen Gerichtshöfe sollen vom 8. dieses Monats an wieder ihre Arbeiten beginnen. 4) Die Zöglinge der Wojewodschafts- und Kreisschulen sollen sich, da sie noch nicht im waffenfähigen Alter sind, von der allgemeinen Bewegung ferne halten, und zum regelmäßigen Classenbesuch zurückkehren. Den 5. December übernahm Chlopicki auf dem Marsfeld die Dictatur in Gegenwart der Bürger Warschau's, der Nationalgarden und der polnischen Truppen, und erließ eine Bekanntmachung, in welcher er der Nation versicherte, daß weder Ehrgeiz, noch Herrschsucht, noch sonst ein niedriger Beweggrund ihn zu der Annahme dieser Würde bestimme, sondern nur die Umstände und die Gefahr, in denen sich das Vaterland befinde, welches nach dem Beispiel des alten Heldenvolkes der Römer es für nöthig erachte, auf kurze Zeit einem Einzigen die höchste Gewalt zu übertragen. Hierauf verbot er noch bei Strafe des Erschießens, die Grenzen der benachbarten Staaten bewaffnet zu übertreten. Chlopicki hatte den Oberbefehl nur im Namen des Kaisers und Königs übernommen, und war noch aus dem spanischen Feldzug als guter, talentvoller Heerführer bekannt, weshalb man großes Zutrauen in ihn setzte. Auch hatte man die so schnelle Wiederherstellung der Ordnung meistens seinen kräftigen Maßregeln und seinen Ansichten zu verdanken. Da die Clubbs, welche sich schnell gebildet hatten, der provisorischen Regierung und den Behörden viel zu schaffen machten, und sich selbst Beleidigungen gegen Chlopicki zu Schulden kommen ließen; so wurde der etwas jähzornige Dictator darüber so aufgebracht, daß er mitten in einer Rede, die er voll Eifer deshalb hielt, vom Schlag getroffen wurde, und aus dem Saal getragen werden mußte. Jedoch ward er bald wieder hergestellt; die Clubbs aber sandten ihre Emissäre im ganzen

Reich-herum, um den Aufstand allenthalben zu organisiren. — Gleich nach seiner Erholung hielt der Obergeneral eine große Musterung über die Nationalgarden und die Truppen, bei welcher er vom Volke mit außerordentlichem Jubel empfangen wurde. Die provisorische Regierung blieb nun auf seinen Befehl für die Angelegenheiten des Innern in Wirksamkeit, und that die geeigneten Schritte, um Einheit und Ordnung hervorzubringen, so wie die allenfalls nöthigen Vertheidigungsmaßregeln im ganzen Königreich zu treffen. Es kamen fast täglich Adressen aus allen Wojewodschaften an, in welchen sich der Beitritt zu der Revolution, die ganz im Sinne der Nation war, aussprach. Chlopicki erließ am 6. Dec. abermals eine Proclamation an die Nation, in der er merkwürdige und vielen Aufschluß gebende Thatsachen anführt, und die folgendermaßen lautet: »Mitbürger! Die neuerlich in der Hauptstadt des Königreichs vorgefallenen, außerordentlichen Ereignisse forderten außerordentliche Maßregeln. Die Bedürfnisse des Landes waren dringend; der Administrationsrath war ihnen, troz der in seine Mitte berufenen neuen Mitglieder, nicht gewachsen; das später in dem Rathe selbst geschaffene Vollziehungscomité konnte so wenig, als die auf seinen Ruinen erhobene, provisorische Regierung dem Nationalwunsche genügen, einem Wunsche, den die Macht der Dinge dictirte. Es fand sich in diesen verschiedenen Versuchen der Verwaltung weder Einheit, noch Uebereinstimmung; man erblickte darin Niemand, der, mit fester Hand die Zügel des Staats haltend, einer mit dem Tode ringenden Behörde Leben und Bewegung geben; Niemand, von dem, wie von einer Quelle, alle geeigneten Maßregeln ausgehen konnten, um so viele Wunden zu heilen, so viele Leiden zu mildern, und alle Anfoderungen des Augenblicks zu befriedigen. Selbst die unablässigen Arbeiten und der ganze Patriotismus der Mitglieder der Regierung waren wirkungslos; so

mächtig waren die Hindernisse, die ihnen die Erschlaffung der verschiedenen Gewalten und der Mangel eines Mittelpunkts darboten, um den sich alle Gemüther hätten reihen können. Diese Schwierigkeiten verwickelten sich noch durch innern Zwiespalt. Man bildete Clubbs; Jeder, statt sein Ansuchen vorzulegen, theilte seine Befehle mit, und in dieser Verwirrung von Bestrebungen, auf welche widersprechende Leidenschaften ihren Einfluß übten, dachte man an Alles, nur nicht an die Beendigung des Uebels, das dem Vaterlande mit gänzlichem Verderben drohte. Ein solcher Zustand der Dinge erfüllte die wahren Patrioten mit gerechter Besorgniß, und unsre vor dem Feinde so unerschrockenen Krieger begannen die Schrecken der Anarchie zu fürchten. Mitbürger! von meiner frühesten Jugend in den Feldlagern erzogen, und mit so vielen Andern berufen, mit meinem Blute auf fremder Erde die Unabhängigkeit meines Vaterlandes zu erkämpfen, war ich Zeuge von mehr als Einer Revolution, und erkannte, daß in schwierigen Umständen, wie die, in denen wir uns heute befinden, bloß in der Vereinigung der Kraft und der Vaterlandsliebe die letzte Hoffnung einer Nation beruht. Da aber besteht keine Kraft, wo ihre Elemente getrennt sind. Kräftig durch diese Ueberzeugung, und zu befehlen wissend, weil ich zu gehorchen wußte, zögerte ich nicht, für das öffentliche Wohl die Gewalt, welche mir die Regierung als Oberbefehlshaber der Armee anvertraut hatte, zu gebrauchen; ich folgte der Stimme meines Gewissens, dieses einzigen Führers meines ganzen Lebens, indem ich provisorisch alle Gewalten in meiner Person concentrirte, und bis auf die weitern Entscheidungen des bereits zusammenberufenen Reichstags die Dictatur übernahm. Unter diesem Titel verpflichtete ich mich, die Gewalt nur im Interesse der Nation zu gebrauchen. Als alter Soldat weiß ich meine Versprechungen zu halten, und schwöre, daß das Glück des Vaterlandes, das bis jetzt der ein-

zige Gegenstand meines Denkens und Handelns war, nie aufhören wird, das einzige Ziel zu sein, auf das alle meine Bestrebungen hingehen werden. Die Begeisterung, mit der die Armee und die Hauptstadt diesen Schritt aufnahmen, läßt mich hoffen, daß das ganze Land der Reinheit meiner Absichten die gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Der Reichstag, in dessen Hände ich meine Gewalt niederlegen werde, wird, was ich gethan, würdigen, und wenn die auf den Eifer und die Tugenden der Mitglieder der Regierung und aller Bürger gegründeten Hoffnungen, mich nicht täuschen, dürfte ich, wenn ich über mein Benehmen Rechenschaft ablege, dem Reichstag und dem Lande beweisen, daß die kurze Dauer meiner Gewalt nicht verloren war für das öffentliche Wohl. Mitbürger aller Stände und jeden Alters, auf eurer Mitwirkung, eurer Vaterlandsliebe, dem Erbtheil unsrer Väter, ruht unsre ganze Zukunft. Unsern vereinigten Anstrengungen wird es, ich zweifle nicht, gelingen, unsre Nationalunabhängigkeit zu retten. Fern davon, die Ruhe der Nachbarstaaten zu stören, wünschen wir bloß, daß das wohlthätige Prinzip der Nichteinmischung gewissenhaft gegen uns beobachtet werde. In dem Augenblick, wo die europäischen Großmächte Frankreich und Belgien ihre innere Existenz selbst organisiren ließen, dürften da wir Polen, die wir für die Freiheit in beiden Welten kämpften, wir, deren Unglück und deren Muth selbst unsere Feinde in Erstaunen setzten, fürchten, daß man uns ein Verbrechen daraus machen werde, daß wir die Bürgschaften und Freiheiten in Anspruch nehmen, die uns im Angesichte der ganzen Welt versprochen wurden? Der Pole weiß treu zu sein; als ganz Europa den Mann verließ, vor dessen triumphirenden Adlern die Nationen sich niedergeworfen hatten, hörten die polnischen Bataillone, ausdauernd im Unglück, nicht auf, sich bis zum letzten Augenblick um den gefallenen Sieger zu drängen. Diesmal aber hatte das

Gewicht des Leidens alles Maß überstiegen; es war unmöglich geworden, die Wahrheit zu den Chefs einer mißbrauchten Regierung gelangen zu lassen; Schmeichler, gierig nach Belohnungen, und verschwenderisch in Verläumdungen, brachten uns, statt der Freiheit, jeden Tag neue Ketten. War je ein Aufstand legitimer? Nein, der König selbst wird diese Wahrheiten nicht verkennen, sobald er erfährt, wie sehr man ihn mißbrauchte. Mitbürger, der Tag ist gekommen, wo wir Alles zum Opfer bringen müssen, um unsere constitutionellen Freiheiten zu erringen, und zu erproben, daß wir ihrer würdig sind. Es lebe das Vaterland! Warschau, 6. Dec. 1830. Der Dictator Chlopizki. Mit dem Original gleichlautend, der Generalsecretär der Dictatur, A. Krysinski.« — Der Dictator traf nun die ihm gut scheinenden Veränderungen in allen Zweigen der Verwaltung, und ernannte einen Generalissimus (General Woyczynski) der Nationalgarde. Zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, Fürst Lubecki und Jezierski, wurden an den Kaiser Nikolaus nach Poterliz abgesendet, eine Menge von Zöglingen der Militärschule, die sich bei der Revolution ausgezeichnet hatten, zu Unterlieutenants ernannt, und ein besonderer Befehl gegeben, sogleich Warschau, Praga, Modlin und Zamosc in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Unter mehreren neuen Zeitungen und Journalen, die jetzt entstanden, war auch eine Warschauer deutsche Zeitung. Der Gegenstand, auf den man die meiste Aufmerksamkeit und die meisten Kräfte verwandte, war, wie natürlich, die Bildung des neuen Heeres; alle Regimenter sollten um ein Bataillon vermehrt werden, und jede Wojewodschaft ein Bataillon von 1000 Mann stellen; auch bildete man Sensenträger-Compagnien. Uebrigens gewährte man den noch in Warschau und dem übrigen Polen befindlichen Russen, sowohl vom Civil-, als Militairstande, fortwährend die größte Sicherheit, und lud sie zu dem

Ende ein, sich selbst zu melden, um durch eine zufällige Entdeckung keiner Gefahr ausgesetzt zu sein. Von allen Seiten kamen auch Beiträge an Geld und Silbergeräthschaften ein, und viele der vornehmsten Damen brachten ihre goldenen Ketten, Ringe und andern Schmuck dem Vaterlande zum Opfer. Eine derselben überließ ihre Pension der Regierung, und mehrere Individuen schenkten derselben Summen von 30,000 Gulden und darüber. In den Festungen, und namentlich in Modlin, fand man auch sehr große Vorräthe an Munition und Waffen. In Kalisch und in den Wojewodschaften wurde der Aufstand mit besonders lebhaftem Eifer betrieben, und Massen von Freiwilligen meldeten sich zur Vertheidigung des Vaterlandes. In der Mitte Decembers kam der Oberst Hauke, Bruder des ermordeten Kriegsministers und Adjutant des russischen Kaisers, in Warschau an, und überbrachte Depeschen, die noch an den Verwaltungsrath gerichtet waren, und demselben streng anbefahlen, sich in allen Dingen buchstäblich nach den Befehlen des Großfürsten Constantin zu richten, wogegen man sich aber auf die bereits nach Petersburg abgegangene Deputation berief, deren Erfolg man vor Allem abwarten müsse. Den 18. December versammelten sich die bereits eingetroffenen Landboten im Schlosse, und die Kammer der Abgeordneten beschloß, sich sogleich als gesetzmäßige Reichskammer zu constituiren. Man setzte die feierliche Eröffnung des Reichstags auf den 21. December fest, und erwählte den Landboten Ostrowski zum Marschall. Dieser, so wie alle seine Collegen, legten sogleich, jeder nach seinen Kräften, sehr bedeutende Summen auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Kammer der Senatoren, hiervon in Kenntniß gesetzt, folgte dem edelmüthigen Beispiel und vereinigte sich mit der zweiten Kammer. Man faßte einstimmig den Beschluß, den kommenden Tag in der ehrenvollen Bürgeruniform an den neuen Fe-

stungswerken, die man zu Praga aufwarf, zu arbeiten. Dieses hatte die Wirkung, daß die Bürger aus allen Ständen diesem guten Beispiel folgten, und mit unermüdeter Anstrengung Hand an's Werk legten. Der Dictator übergab nun seine bisherige Gewalt dem Reichstage, nachdem er noch mehrere Ernennungen zu Aemtern vorgenommen hatte, und machte dies in einer abermaligen Proclamation an die Nation bekannt, wurde aber vom Reichstag selbst wieder mit fast unumschränkter Vollmacht in seiner bisherigen Würde bestätigt, da man dies für das beste Mittel hielt, Ruhe, Ordnung, Einheit und Zusammenhang zu bewirken. — Der Großfürst Constantin hatte sich indessen mit seinem kleinen Heere nur langsam der russischen Grenze genähert. Ein Bericht in der Warschauer Zeitung meldete hierüber: »Den 6. December befand sich der Cäsarewitsch noch mit seinem Heer in Pulawy, den 8. und 9. passirten die russischen Truppen durch Kurow. Die Garde-Uhlanen, 540 Mann zu Pferde und etwa 60 zu Fuß, und 3 unvollzählige Schwadronen Cürassiere bildeten den Vortrab. Das Hauptcorps bestand aus einem unvollzähligen Regimente der volhynischen Garde, der 8. Batterie der Artillerie zu Fuß mit 14 Stücken Geschütz und den Munitionswagen. Hinter diesem kamen 30 verschiedene Wagen, von denen einige mit Frauen besetzt, andere leer waren. In bedeutender Entfernung folgte Seine kaiserliche Hoheit, der Cäsarewitsch zu Pferde, begleitet von 14 Offizieren verschiedener Waffengattungen, unter welchen sich auch General Roznieckí befand. Die Arrieregarde bildeten Husaren und eine kleine Abtheilung Artillerie zu Pferde mit 4 Kanonen. Der Großfürst wollte sich zuerst von Kurow nach Michow begeben, später aber wählte er die Hauptstraße nach Markuschew wieder. In Pulawy hatte der Cäsarewitsch der Fürstin Czartoryska einen Besuch abgestattet. Hier hatte man schon Anstalten getroffen, alle Fahrzeuge auf der Weichsel

zu vernichten, um den Russen den Uebergang unmöglich zu machen, als noch gerade zur rechten Zeit von Warschau der Befehl eintraf, sie ungehindert ziehen zu lassen. Der Uebergang wurde sonach ungestört in der Nähe des Dorfes Willanow bewerkstelligt. Von Markuschew nahm man den Weg nach Kozk, und der polnische Oberst Turnow, welcher den Auftrag hatte, den Großfürsten bis an die russische Grenze zu geleiten, nahm, sobald man dort angekommen war, Abschied von dem Cäsarewitsch und kehrte nach Warschau zurück. — Den 9. December erhielt der Kaiser zu Petersburg den ersten Bericht über die Vorfälle in Warschau, und theilte dieselben den folgenden Tag den Offizieren auf der Wachparade mit, wobei es eine sehr rührende Scene gab, indem die alten Militärs, voll Unwillen über den Aufruhr, dem Kaiser mit Thränen in den Augen ihre unerschütterliche Treue, und daß er in jeder Noth auf sie zählen könne, versicherten. Durch einen Ukas vom 10. December ernannte der Kaiser seinen Adjutanten, den Generallieutenant Potemkin, zum temporairen Kriegsgouverneur der an Polen grenzenden Gouvernements, Volhynien und Podolien, womit er bis auf Weiteres die Civil- und Militär-Verwaltung wegen der gefährlichen Umstände verband. Der aus dem letzten Türkenkrieg bekannte Feldmarschall Diebitsch aber wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, und alle Vorkehrungen zur Mobilmachung und zum schnellen Vorrücken an die polnische Grenze getroffen. Den 23. December erließ der Kaiser Nikolaus folgendes Manifest: »Von Gottes Gnaden Wir Nikolaus I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen u. s. w., verkünden allen Unseren getreuen Unterthanen: Ein abscheulicher Verrath hat das mit Rußland vereinigte Königreich Polen erschüttert. Uebelgesinnte Menschen, die durch die Wohlthaten des unvergeßlichen Kaisers Alexander, des großherzigen Wiederherstellers ihres Vaterlandes, nicht entwaff-

net wurden, und unter dem Schutze der ihnen bewilligten Gesetze sich der Früchte seiner Fürsorge erfreuten, schmiedeten insgeheim Ränke, um die von ihm eingeführte Ordnung umzustürzen, und bezeichneten am letzten 17. (29.) Nov. den Anfang ihrer Thaten durch Rebellion, Blutvergießen und verbrecherische Versuche auf das Leben Unseres geliebtesten Bruders, des Cäsarewitsch und Großfürsten Constantin Paulowitsch. Die Dunkelheit des Abends benutzend, stürzte ein von ihnen aufgereizter, rasender Pöbelhaufen auf das Schloß des Cäsarewitsch los; während derselben Zeit gelang es ihnen, in mehreren Theilen Warschau's durch Verbreitung des lügenhaften Gerüchts, daß russische Truppen die friedlichen Bewohner niedermachten, das Volk an sich zu locken, und die Stadt mit allen Schrecken der Anarchie zu erfüllen. Der Cäsarewitsch faßte den Entschluß, mit den bei ihm befindlichen russischen und den ihrer Pflicht treu gebliebenen polnischen Truppen eine Stellung in der Nähe von Warschau zu nehmen, und nicht angriffsweise zu verfahren, um, jeder Gelegenheit zu neuem Blutvergießen vorbeugend, die Abgeschmacktheit und Falschheit des verbreiteten Gerüchts klar an den Tag zu bringen, und den Stadt-Obrigkeiten Zeit und Mittel zu verschaffen, damit es ihnen mit Hülfe der guten Einwohner gelänge, die Irregeleiteten zurechtzuweisen, und die Uebelgesinnten im Zaume zu halten. Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung. Der Verwaltungsrath vermochte es nicht, die Ordnung wiederherzustellen. Unaufhörlich von den Rebellen bedroht, die aus ihrer Mitte einige widergesetzliche Vereine gebildet, und seine Zusammensetzung durch Entfernung der von Uns ernannten Mitglieder und Aufnahme neuer, die ihm von den Aufrührern der Verschwörung aufgedrungen waren, verändert hatten, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Cäsarewitsch auf das flehentlichste zu bitten, die mit ihm von Warschau gezogenen polnischen Truppen zurückzusenden, um öf-

fentliches und Privat-Eigenthum gegen wiederholte Plünderungen zu schützen. Bald wurde dieser Rath gänzlich aufgelöst, und alle Gewalt den Händen eines Generals übertragen. Inzwischen verbreitete sich die Nachricht vom Aufstande durch alle Provinzen des Königreichs Polen. Ueberall wurden dieselben Mittel angewendet: Betrug, Drohungen, Täuschungen, um die friedlichen Einwohner der Herrschaft einiger Rebellen zu unterwerfen. Unter diesen wichtigen und beklagenswerthen Umständen fand es der Cäsarewitsch für unumgänglich nöthig, dem Wunsche des Verwaltungsrathes nachzugeben, und erlaubte der geringen Anzahl treugebliebener polnischer Truppen, nach Warschau zurückzukehren, um nach Möglichkeit die Personen und das Eigenthum sicher zu stellen; er selbst aber verließ mit den russischen Truppen das Königreich Polen, und betrat am 1. (13.) Dec. den Flecken Wlodaw im volhynischen Gouvernement. Auf solche Weise wurde ein vielleicht schon lange beschlossenes Verbrechen vollzogen. Nach so vielen Widerwärtigkeiten sich des Friedens und der Wohlfahrt unter dem Schatten Unserer Herrschaft erfreuend, stürzt sich das Volk des Königreichs Polen auf's neue in den Abgrund des Aufruhrs und des Elendes, und Haufen von Leichtgläubigen, obgleich schon ergriffen vom Schrecken der nahenden Strafe, wagen es, Augenblicke lang an Sieg zu denken, und Uns, ihrem gesetzlichen Herrn, Bedingungen vorzuschlagen. Russen! Ihr wißt, daß Wir sie mit Unwillen zurückweisen. Eure von Eifer für den Thron brennenden Herzen verstehen ganz, was das Unsrige fühlt. Auf die erste Nachricht vom Verrath war eure Antwort ein wiederholter Eid unerschütterlicher Treue, und in diesem Augenblicke sehen Wir in der ganzen Ausdehnung Unseres weiten Reiches nur eine Bewegung; in der Brust eines Jeden lebt nur ein Gefühl: der Wunsch, für die Ehre seines Kaisers, für die Unverletzbarkeit des Reiches keine Anstrengungen zu scheuen, und Vermögen,

Eigenthum, ja das Leben zum Opfer zu bringen. Mit Rührung blicken Wir auf diesen hochherzigen Aufschwung der Liebe des Volkes zu Uns und zum Vaterlande, und halten es für Unsere heilige Pflicht, hierauf mit Worten der Beruhigung zu antworten. Neue Opfer, neue Anstrengungen werden nicht erforderlich sein. Mit Uns ist Gott, der Beschützer des Rechtes, und das mächtige Rußland kann mit einem entscheidenden Schlage diejenigen zur Ruhe nöthigen, die es wagen, seinen Frieden zu stören. Unsere getreuen Truppen, die sich noch jüngst durch wiederholte Siege auszeichneten, versammeln sich bereits an den westlichen Grenzen des Reiches. Wir sind bereit, den Treubruch zu strafen, wollen aber die Unschuldigen von den Verbrechern unterscheiden, und den Schwachen verzeihen, die aus Kurzsichtigkeit oder Furcht dem widergesetzlichen Strome folgten. Nicht alle Unterthanen Unseres polnischen Königreichs, nicht alle Bewohner Warschau's nahmen Theil an der Verschwörung und ihren beweinenswürdigen Folgen: Viele bewiesen durch einen ruhmvollen Tod, daß sie ihre Pflicht kannten; Andere, wie wir aus den Berichten des Großfürsten ersehen, wurden unter Thränen der Verzweiflung genöthigt, nach Orten zurückzukehren, die von Rebellen beherrscht wurden. Diese, mit den Betrogenen und Getäuschten, bilden ohne Zweifel einen großen Theil des Heeres und der Bewohner des Königreichs Polen. Wir wenden Uns an sie durch eine Proclamation vom 5. (17.) dieses Monats, in welcher Wir, mit Bezeugung Unseres gerechten Unwillens über den begangenen Treubruch, den Befehl erlassen, allen Eigenmächtigkeiten und widergesetzlichen Bewaffnungen ein Ende zu machen, und Alles wieder auf den vorigen Fuß herzustellen. Dadurch können sie noch die Schuld ihrer Landsleute ausgleichen, und das polnische Königreich von den verderblichen Folgen einer verbrecherischen Verblendung retten. Indem Wir ihnen hiermit das einzige Mittel der Rettung

andeuten, thun Wir diese Wirkung Unseres Mitleids allen Unseren getreuen Unterthanen kund; sie werden aus derselben Unseren Willen ersehen, die Unantastbarkeit der Rechte des Thrones und des Vaterlandes zu schützen, so wie den eben so festen Entschluß, der reuigen Irrenden zu schonen! Russen! Das Beispiel eures Kaisers wird euch zur Richtschnur dienen: Gerechtigkeit ohne Rache; Unerschütterlichkeit im Kampfe für die Ehre und das Wohl des Reiches, ohne Haß gegen die verblendeten Gegner; Liebe und Achtung für diejenigen Unterthanen Unseres Königreichs Polen, die dem Uns geleisteten Eide treu blieben; Bereitwilligkeit zur Versöhnung mit Allen, die zu ihrer Pflicht zurückkehren. Ihr werdet Unsere Hoffnungen erfüllen, wie ihr sie bisher erfüllt habt. Beharrt in Ruhe und Frieden, in festem Vertrauen auf Gott, den immerwährenden Wohlthäter Rußlands, und auf einen Monarchen, der die Größe und Heiligkeit seines Berufs kennt, die Würde seines Reiches und den Ruhm des russischen Namens unverletzt aufrecht zu erhalten. Gegeben in St. Petersburg am 12. (24.) Dec. im Jahre Christi 1830, und im 6. Jahre Unserer Regierung. (Gez.) Nikolaus.« — Der polnische Reichstag erklärte am 25. Januar 1831, daß Polens Thron erledigt sei, daß sich die polnische Nation zu einem unabhängigen Volk erkläre, und demjenigen die polnische Krone verleihen wolle, den sie derselben würdig erachte. Bereits am 1. Februar wurde das Heer zu 60,000 Mann regelmäßiger Infanterie, lauter alte Krieger, zu 16 Regimentern, die erst ausgehoben waren, und 40,000 Reitern berechnet, wozu noch viele Tausend mit Piken und Sensen bewaffnete Landleute (Sensenträger) kamen. Gegen 100,000 Mann standen zwischen dem Bug und dem Weichsel des Kampfes harrend. Um Ordnung in die Regierungsangelegenheiten zu bringen, hatte sich nach der

Erklärung vom 25. Januar eine Nationalregierung gebildet, welche aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern bestand, und die constitutionelle königliche Gewalt bekleidete. Die Männer, aus denen sie gebildet waren: A. Czartoryski, Vincenz Niemojowski, Theophil Morawski, Joach. Lelewel und Stanislaus Barzkowski. Fürst Michael Radziwil übernahm das Commando über die Armee. Die Festungen auf den beiden Flügeln des Landes, Zamosk und Modlin, waren in hinreichendem Vertheidigungszustande. Schon im Anfange des Februar fielen Gefechte am Bug, bei Siedlze (8. Febr.) und in Dobre (17.) vor. Immer näher gegen die Weichsel zurückgedrängt, schien das Schicksal Polens schon am 19. Febr. und an dem folgenden Tage entschieden werden zu müssen. Im Angesichte Warschau's wurde hier auf Grochows Feldern eine schreckliche Schlacht gekämpft, welche über 12,000 Menschen das Leben kostete. Am 24. Febr. Schlacht bei dem Dorfe Bialolenka. Der Kampf, welcher früh Morgens jenseits des Bug bei Zegrz begonnen hatte, tobte am Nachmittage diesseits des Bug, und am 25. hing Polens Schicksal von dem furchtbarsten Gemetzel ab, wo sich Bajonette mit Bajonetten kreuzten. Am 25. wurde Chlopicki drei Mal verwundet, und in Folge dieser Wunden begab er sich bald darauf nach Krakau. Radziwil hatte sich nicht als Feldherr bewährt. An seiner Statt wurde der Brigadegeneral Skrzynecki, vor zwei Monaten noch Oberst, zum Generalissimus der bewaffneten Nationalstreitkraft ernannt. Das Erste, was er that, war ein Versuch, mit den Russen Unterhandlungen anzuknüpfen. Am 26. März Gefecht bei Ostrolenka. Am 31. März überfiel Skrzynecki das 12,000 M. starke Corps des russischen General Geismar und schlug dasselbe, sowie das Rosensche Corps bei Dembe Wielkie völlig, wobei er mehrere Tausend Gefangene machte und 30 Kanonen erbeutete. Am 26. Mai mörderische Schlacht bei

Ostrolenka zwischen Diebitsch und Skrzynecki; die Polen zogen sich auf Praga zurück. Am 10. Juni starb der Feldmarschall Diebitsch in seinem Hauptquartier an der Cholera, und am 27. starb der Großfürst Constantin zu Witepsk nach nur 9stündiger Krankheit. An Diebitsch's Stelle erhielt den Oberbefehl der Feldmarschall Paskewitsch (mit dem Beinamen »Eriwansky«), welcher auch bald von Petersburg anlangte und kurz nach s. Ankunft den Uebergang über die Weichsel unfern Lipno (im Juli) bewerkstelligte. Wie dieser ungleiche, blutige Kampf enden, und welche Gestaltung er Polen geben werde, liegt unter dem verhängnißvollen Schleier der Zukunft verborgen.

Das fast auf ein Sechstheil seiner Größe unter den Jagellonen beschränkte Königreich Polen hatte bisher eine ihm eigne Verwaltung, die das verjüngte politische Leben der polnischen Nation gesetzlich ordnete und durch volksthümliche Einrichtungen in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht fortbildete. Der Kaiser von Rußland leitete als Zar zu Polen bloß die Reichstage. Ihn vertrat an der Spitze der Verwaltung ein Pole, Zajonczek (starb 1826), als Vicekönig, nach dem Umfange seiner Vollmacht vom 29. April 1818. Diesem stand ein russischer Commissair zur Seite. Den Oberbefehl über das Nationalheer von 50,000 Mann führte der am 27. Juni 1831 zu Witepsk verstorbene Großfürst Constantin. Ihm ward, als er sich im Mai 1820 mit der polnischen Gräfin Johanna Grudzinska in morganatischer Ehe vermählte, das polnische Fürstenthum Lowicz verliehen und seine Gemahlin zur Erbfürstin von Lowicz ernannt, die Grenzen dieses Fürstenthums aber wurden durch den Ukas vom 9. Juli 1822 näher bestimmt. — Der Reichstag zu Warschau stellte das polnische Leben der Nation dar. Hier geschah Folgendes. 1818 ernannte Praga mit 103 Stimmen gegen 6 zum Volksboten für die zweite Kammer den Großfürsten Constantin, welcher daher, so lange

der Reichstag dauerte, seiner Würde als Senator entsagte, weil nach der Verfassung kein Pole zugleich in beiden Kammern sitzen kann. Der Kaiser eröffnete die Sitzung am 27. März mit einer franz. Rede, worin er die gesetzliche Ausbildung der von ihm gegründeten Staatsordnung empfahl u. vor den Gefahren revolutionairer Umtriebe warnte. Dann trug der Minister des Innern und der Polizei (Graf Mostowsky) in franz. Sprache einen Bericht über den Zustand der Verwaltung und mehre Gesetzentwürfe vor; doch waren die Vorarbeiten für ein regelmäßiges Budget noch nicht geendigt. Der Kaiser überließ damals seine Civilliste dem Staate und bestimmte sie theils zur Verschönerung Warschau's, theils zu wohlthätigen Zwecken. Im Oct. 1819 hielt sich Alexander wieder eine kurze Zeit in Warschau auf und am 13. Septbr. 1820 eröffnete er den zweiten Reichstag mit einer Rede, welche einige Besorgnisse über den gefahrvollen Einfluß falscher politischer Theorien ausdrückte; Besorgnisse, welche theils durch die Ereignisse im südlichen Europa, theils durch die Richtung, welche die öffentliche Meinung in Polen genommen, begründet waren. Die Berathschlagungen selbst betrafen hauptsächlich den vom Staatsrathe ausgearbeiteten Entwurf eines Strafgesetzbuchs; die Kammer verwarf denselben am 28. Sept. mit einer Mehrheit von 120 Stimmen gegen 3. Der Abgeordnete der Stadt Warschau, Hr. von Krysinsky, und andere Landboten vermißten darin die Errichtung des Schwurgerichts; vergebens bemerkte der Staatsrath, daß die Nation nur wenige für diese Einrichtung taugliche Bürger zähle. Hr. von Mimojewsky u. A. tadelten den Entwurf, weil er gegen Preßvergehen kein Strafgesetz enthalte, das die Preßfreiheit sichere und die Censur unnöthig mache; Hr. Falcz, Abgeordneter von Kalisch, u. A. m. fanden den Entwurf mit der Verfassung im Widerspruche, weil er die persönliche Freiheit gegen willkührliche Verhaftung nicht sicherstelle. Die Sitzungen wa-

ren stürmisch, und am 26. mußten sie aufgehoben werden, weil der Präsident das Vorlesen des Protokolls der letzten Sitzung verweigerte. Noch ging ein Plan, das organische Statut des Senats abzuändern, nicht durch, weil er der Constitution entgegen war. Dadurch wurden die nothwendigsten Steuern fast ohne allen Widerspruch bewilligt. Der Kaiser schloß am 13. Oct. die Sitzung mit einer Rede, welche seine Unzufriedenheit darüber, daß die Boten des Volks von der Unabhängigkeit ihres Stimmrechts keinen weisern Gebrauch gemacht hätten, anzudeuten schien; indeß befahl er beiden Kammern, Ausschüsse zu ernennen, um gemeinschaftlich mit dem Staatsrathe die Entwürfe eines Civil- und eines Strafgesetzbuchs für den nächsten Reichstag zu bearbeiten. Die überreichten Bittschriften, welche sich auf die festere Bestimmung des Maß- und Gewichtssystems, auf das Verbot der englischen Waaren, so lange England seine Kornbill beibehielte, auf ein neues Creditsystem, auf die Abschaffung des Salz- und Taback-monopols, auf die Unterscheidung der Gesetze von Regierungsverordnungen, auf die Verbesserung des Zustandes der Juden und auf ähnliche Angelegenheiten des Gemeinwohls bezogen, wurden huldvoll aufgenommen. Das Budget hatte noch nicht festgestellt werden können; indeß machte die Regierung so viel Ersparnisse als möglich, und der Kaiser setzte die Kosten des Hofstaats von 2,324,700 poln. Gld. auf 1,510,000 Gld. herab. 1822 hielt sich Alexander nur kurze Zeit in Warschau auf, wo er das vorläufige Budget für 1822 und 1823 bestätigte, und die Lieferungsabgaben um ⅛, oder um 2,868,357 poln. Gld. (478,059 Thlr.) verminderte. Darauf berechtigte der Kaiser durch das Decret vom 18. Dec. 1823 den Fürsten Statthalter zur Berufung der Landtage und Gemeindeversammlungen, indem er Ort und Zeit ganz der Bestimmung des Fürsten überließ. — Um diese Zeit regte sich in der Nation ein Geist politischer Opposition. Die consti-

tutionelle Preßfreiheit war daher wegen Mißbrauchs schon im März 1819 durch Wiederherstellung der Censur in Ansehung der Zeitschriften beschränkt worden, und bald darauf ward die Censur durch die Verordnung vom 16. Juli 1819 über alle Schriften so lange ausgedehnt, bis ein Gesetz in Ansehung der Preßvergehen die Anwendung des 16. Art. der polnischen Constitution gestatten würde. Studenten, welche eine geheime Verbindung zwischen den Studirenden in Warschau, Krakau und Berlin zu stiften gesucht hatten, wurden 1819 verhaftet, als man aber keine staatsgefährlichen Entwürfe entdeckte, am Ende 1821 wieder in Freiheit gesetzt. Unter den Angeklagten, zum Theil den angesehensten Familien des Landes angehörig, befand sich auch der als Uebersetzer von Virgil's »Ländlichen Gedichten« bekannte Fraecapski. Hierauf wurden durch eine Verordnung des Statthalters vom 6. Dec. 1821 alle geheime Verbindungen, namentlich die der Freimaurer, sowie der Eintritt in auswärtige verbotene Gesellschaften, bei Verlust der Aemter und andern Strafen untersagt. Auch ließ der Kaiser in Polen die päpstliche Bulle v. 24. Juni 1822, gegen die geheime Verbindung der Carbonari, durch die Commission des Cultus und der öffentlichen Aufklärung bekannt machen. Die Polizei war hierin um so strenger, da der Kaiser mehrmals, und noch 1822 durch das Umlaufschreiben des Ministers des Innern zu erkennen gegeben hatte, daß die Wohlthat einer Nationalverfassung ihren Zweck verfehlen würde, wenn die Polen durch geheime Umtriebe revolutionaire Absichten begünstigten. Es dürfen daher, nach dem Decrete vom 9. April 1822 keine Polen ohne besondere Erlaubniß des Kaisers auf ausländischen Universitäten studiren, oder eine Lehranstalt im Auslande besuchen. Der ständische Woiwodschaftsrath von Kalisch ward im Juli 1822 aufgelöst, weil er eigenmächtig zu seiner Ergänzung Personen in seine Mitte berufen hatte, deren Wahl vom Se-

nate für ungültig erklärt worden war. Endlich verbot im August desselben Jahres ein ausdrücklicher Befehl des Großfürsten den Edelleuten in Podolien und der Ukraine ins Ausland, wozu auch Krakau gerechnet wird, zu reisen; doch konnten sie bei dem Großfürsten um die Erlaubniß zu solchen Reisen nachsuchen. So ward die Ruhe erhalten und desto thätiger an den Entwürfen zu einer neuen Gesetzgebung gearbeitet. Ehe jedoch der 3. Reichstag 1825 berufen wurde, hob der Kaiser (Erlaß vom 13. Febr.) durch einen Zusatzartikel der Constitution die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen auf, so daß nur die Eröffnungs- und Schlußsitzung, so wie die, wo die königliche Sanction der Gesetze promulgirt wird, öffentlich gehalten werden. Auf dem Reichstage (vom 13. Mai bis zum 13. Juni) wurden mehrere Strafgesetze geändert, das neue Civilgesetzbuch theils vorbereitet, theils angenommen, und ein landwirthschaftliches Creditsystem gegründet. Auch eine gänzliche Umbildung der Rechtspflege ward vorbereitet, insbesondere die Einrichtung der Gerichtshofe. In Ansehung des Kirchenwesens wurde seit 1818 mit Rom wegen eines Concordats verhandelt. Außer dem Erzbischof von Warschau sollte einstweilen jede der acht polnischen Woiwodschaften ein Bisthum, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster haben. — In dem Finanzwesen war bisher der Mangel an baarem Gelde, bei dem stockenden Absatze der Landesproducte und den äußerst niedrigen Getreidepreisen, ein großes Hinderniß, daher wurde 1823 die Verfertigung von 16 Mill. poln. Gld. in Cassenscheinen beschlossen, die keine Zinsen tragen, und zu deren Einlösung in Warschau eine Casse errichtet. Die Verpachtung des Tabackmonopols hörte mit dem 1. Aug. 1822 auf, und dieser Zweig des Staatseinkommens kehrte unter die Verwaltung des Staates zurück. 1824 ward eine Generalagentie der Handelsverhältnisse, die unter dem Finanzminister zu Petersburg steht, mit einem eignen Vor-

stand und einer Kanzlei in Warschau errichtet. Die Einkünfte des Staats betrugen 1821, nach Hassel, 50 Mill. poln. Gld. (8,333,333 Thlr.), die Staatsschulden 33,333,333 Thlr. Oestreich und Preußen haben seitdem ihren Antheil an der Nationalschuld vertragsmäßig übernommen, und 1825 wurde dem Reichstage erklärt, daß kein Deficit mehr vorhanden sei. Doch hat noch kein Finanzgesetz die Einkünfte und die Ausgaben des Staats geordnet und festgestellt. Um die Verwaltung überhaupt haben sich der Minister des Innern, Graf Mostowski, und der Minister der Aufklärung, Graf Grabowski, in der neuesten Zeit verdient gemacht. Bei dem Heere ersparte man viel durch das Beurlaubungssystem. Jeder Pole, auch der Jude, ist vom 20. bis zum 30. Jahre Soldat, doch befreit das Gesetz junge Leute, die sich den Wissenschaften, Künsten und Manufacturen widmen, die ältesten Söhne, die Staatsbeamten u. A. m. von den Militairpflichten. Es bestehen 2 Reservecorps. Die Conscribirten des ersten sind zur Ergänzung der Linientruppen bestimmt; die des zweiten treten an ihre Stelle. In Warschau ist eine Militairakademie, in Kalisch eine Cadettenschule, in Konskie eine Waffenfabrik. Unter den 3 Festungen ist Zamosk die stärkste; Modlin beherrscht die Weichsel und den Bug; Czenstochowa (Alt und Neu-), mit dem stark befestigten Paulinerkloster auf dem Klarenberge, beherrscht die Gegend, wo sich die Straßen aus Oberschlesien nach Warschau und von Posen über Kalisch nach Krakau durchschneiden. — Der Wohlstand des Landes ward befördert durch die Begünstigung fremder Ansiedler, theils Landbauer, theils Handwerker und Fabrikanten; insbesondere ward der Bergbau neu hergestellt und für die Bergwerksakademie zu Kielce, sowie für die forstwissenschaftlichen Lehranstalten gesorgt. Die Begünstigung fremder Anbauer hatte die Folge, daß aus den russ. Provinzen eine große Anzahl Leibeigner mit ihren Fa-

milien nach Polen wanderten; auf die Beschwerde der Gutsherren aber, welche die Auslieferung dieser Leibeignen verlangten, entschied der Kaiser, daß nach der Constitution jeder fremde Ansiedler in Polen Schutz fände. Außer mehrern Zweigen des Gewerbfleißes haben insbesondere die Tuchfabriken so zugenommen, daß der Bedarf für die Bekleidung des Heeres von ihnen geliefert wird. Auch den Handel hat die Regierung sehr befördert, als vom 1. Jan. 1823 an der Verkehr zwischen Polen und Rußland gegenseitig freigegeben und die russ. Zollämter in Polen aufgehoben wurden. So ist denn im Ganzen die Bevölkerung gestiegen. Der Volksunterricht ward durch die Anlegung von Elementarschulen, in welchen der wechselseitige Unterricht eingeführt werden sollte, erweitert. In jeder Woiwodschaft besteht eine Palatinatschule; außerdem blühen noch 3 Hauptschulen; ferner gibt es 14 Hauptdistrict- und 9 Nebendistrictschulen, auch 2 Volkslehrerseminarien. Die 1818 errichtete Universität Warschau zählt 46 Professoren und über 500 Studenten. — Beschränkende Maßregeln wurden gegen die Juden, die ein Zwölftheil der Volksmenge ausmachen und das Bürgerrecht nicht haben, angewendet; insbesondere um sie an Ackerbau und Handwerke zu gewöhnen, und um ihren Zusammenfluß in Warschau zu verhindern. Der Kaiser hob 1822 die jüdischen Gemeinvorstände auf, die der Bildung ihrer Glaubensgenossen am meisten hinderlich waren und Bedrückungen sich erlaubten. In der Hauptstadt selbst mußten sie nach dem Decrete vom 4. Dec. 1823 die Hauptstraßen verlassen und sich in die entferntesten Gegenden der Stadt zurückziehen. Für die Bekehrung derselben zu Christen ist die von dem Kaiser Alexander beschützte Missionsgesellschaft in London (seit 1809), durch Verbreitung des N. Testaments in hebr. Sprache und durch Absendung von Glaubensboten nach Polen thätig. Sie hat Hülfsgesellschaften und Stationen in Warschau, Posen, Wilna,

Krakau u. a. a. O. Allein es bedarf noch des Fortschritts von mehr als einer Generation, ehe der polnische Jude zum Bürger reifen kann. Vgl. des poln. Generals Grafen Krasinski »Aperçu sur les Juifs de Pologne« (Paris 1818). Den über alle Begriffe elenden Zustand desselben in geistig sittlicher Hinsicht schildert Julius Niemcewicz in seinen Briefen poln. Juden: »Levi und Sara; ein Sittengemälde« (ins Deutsche übers., Berlin 1825).

Das bisherige russische Königreich Polen, welches vor den Abtretungen zu Andrussow (1667) 16 Mill. E. hatte, zählt auf 2293 QM. in 482 Städten (nämlich 211 Immediat- und 271 Mediatstädte) und 22,694 Dörfer. 3,705,000 Einw. (1818 zählte man 2,734,000 E.), worunter 212 944 Juden. Die Hauptst. Warschau hat 130,000 E.). Polen wurde 1816 in 8 Woiwodschaften: Masovien mit Warschau, Kalisch, Krakau mit der Hptst. Miechow, Sandomir mit Radom, Lublin Podlachien mit Siedlce, Plock, und Augustow mit Suwalki, getheilt.

Polignac 1) (Melchior v.), Abbé, zuletzt Cardinal, ein fr. Diplomatiker, geb. 1661, gest. 1741, stammte aus einem der angesehensten Häuser in Languedoc. 1693 ward er als außerordentl. Botschafter nach Polen geschickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Oestreich gegen die Pforte abzuziehen und zu einem Bunde mit Frankreich gegen Oestreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 sollte er die polnische Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Pension von 100,000 Liv. zu versprechen. Doch fand seine lat. Anrede an die polnische Wahlversammlung (bei Flassan IV, 141) erst Beifall, als ihm 560,000 Livres zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote standen. Obgleich er aber noch andere 500,000 Liv. versprach, so gewann dennoch der Bischof von Kujavien

eine starke Partei für den Kurfürsten von Sachsen. Er ging hierauf nach Frankreich zurück und ward 1698 zur Strafe für seine verunglückte Mission in seine Abtei Bonport verwiesen. 1710 ging er als franz. Minister zu den Verhandlungen von Gertruydenberg. Ludwig **XIV.** schickte ihn hierauf als Botschafter nach Rom, wo er sich durch Geist, Geschmack und Kenntnisse allgemeine Achtung erwarb. Als Schriftsteller ist P. bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als **10,000** Hexametern, welches in 8 Büchern das epikuräische System widerlegt: »Anti-Lucretius, s. de deo et natura« (Paris 1747). 2) (Gabriele Jolande Martine, geb. de Polastron, Herzogin v.), geb. 1750, war die innigste Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Als eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen war sie eine Zierde des Hofes Ludwigs **XVI.** Der König hatte sie zur Gouvernante der Prinzessinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen sie keine Grenzen. Allein ihre Schwägerin, 3) (Diane), welche ausgezeichnet klug und geistreich, und dabei ebenso ehrsüchtig und schlau war, überredete sie, sich des Vertrauens der Königin zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau v. P., welche nichts weniger als ehrgeizig war, obgleich es ihr an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie schien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu sein, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die P.'s als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verschwendungen der Königin, und beide mußten sich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte sie mit ihrem Gemahl in Wien, wo dieser bei dem kaiserl. Hofe, wie später bei dem petersburger, als Geschäftsführer der königl. Prinzen von Frankreich angestellt

war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon war ihr Schmerz grenzenlos, als der unglückliche Feldzug des preuß. Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte seither sichtbar, und starb 1793 zu Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab sich dann in die Ukraine auf sein Gut, welches ihm Katharina II. geschenkt hatte, ward nach der Restauration Pair von Frankreich und starb den 21. Sept. 1817. Zwei Söhne dieser Ehe, 4) (Armand) und 5) (Julius Armand de P.), haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehaupt. Armand, geb. 1771, war 16 Jahr alt, als seine Eltern Frankreich verließen. Er folgte ihnen nach Koblenz und dann nach Rußland, wählte aber später, aus Anhänglichkeit an Monsieur, Grafen von Artois, seinen Aufenthalt in England. Jules (geb. 1780) folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges's und Pichegru's Entwürfen Theil. Der ältere landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges und kurz darauf auch Jules mit Pichegru (Jan. 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges und 18 Andern den 14. Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch 3 Mitangeklagte aber zu 2jähr. Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern sein Leben für das Leben seines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf sich Armands Gemahlin, von der Kaiserin Josephine, Napoleons Schwester und seiner Stieftochter Hortense begünstigt, dem Kaiser zu Füßen, und erhielt ihres Gatten Begnadigung, mit der Einschränkung, daß derselbe im Schlosse Ham verhaftet bleiben und nach dem Frieden deportirt werden sollte. Von Ham ward er in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, sich in einem Gesundheitshause zur Herstellung seiner Gesundheit unter ärztlicher Verpflegung aufzuhalten, wo er nebst seinem Bruder, der im Tempel gefangen saß, sich mit Mallet in Ver-

bindung setzte und dessen Plane theilte. Im Jan. 1814 entflohen beide aus ihrer Haft und begaben sich nach Vesoul zu Monsieur. Dieser sandte sie mit Vollmachten voraus nach Paris, wo Beide schon am 31. März 1814 die weiße Fahne aufpflanzten. Beide folgten dem Könige nach Gent. Graf Armand war 1815 Mitglied der Wahlkammer, wurde 1817 Herzog und Pair, 1823 Ambassadeur zu London, 1830 Premierminister Karls X. und als solcher in Folge der Revolution in den Julitagen 1830 abgesetzt, nebst den 3 andern Ministern wegen der berüchtigten Ordonnanzen v. 25. Juli des Hochverraths beschuldigt, in dem diesfallsigen Prozesse zur lebenslänglichen Gefängnißstrafe verurtheilt und (Dec. 1830) nebst den übrigen drei abgesetzten Ministern (Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville) nach dem festen Schlosse Ham in der Picardie abgeführt. — Graf Jules P. ward den 17. Aug. 1815 Pair von Frankreich, Marechal de Camp und Generaladjutant des Königs. Ein dritter Bruder, 6) Graf Melchior de P., geb. 1782, lebte ebenfalls im Auslande bis 1814, und ward später Marechal de Camp, Kammerherr und Generaladjutant des Dauphin.

Poliren, glätten und Glanz verschaffen, was nach der Verschiedenheit der Körper, besonders aber ihrer Härte und Weichheit, verschiedene Verfahren und Werkzeuge erfordert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirstöcke, deren man sich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirscheiben, deren sich die Stahlarbeiter, Messerschmiede und Scheerenschleifer bedienen, Polirsteine, zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, englisches, ist eine Mischung von 6 Theilen Zinnober und einem Theile Arsenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Politik (von πολις, Stadt), 1) die Wissenschaft u. Kunst des gesellschaftlichen Lebens überhaupt; Weltklugheit; insbesondere 2)

Staatslehre und Staatskunst, d. h. Wissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats so vollkommen als möglich zu erreichen. Sie begreift: I. die Politik der Staatsverfassung, oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen sind; II. die Politik der Staatsverwaltung enthält die Regeln für die Leitung sowohl der innern als der äußern Verhältnisse in Hinsicht auf die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft: 1) Die Sicherstellung des Ganzen durch die Wohlfahrt des Einzelnen, und heißt Polizeiwissenschaft, welche A) die Sicherheits- und B) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engsten Sinne), die hohe und die Landes- (nebst der Stadt-, Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolizei und die Anstalten gegen Landesnoth in sich faßt. Zu dieser gehören die medizinische, die Armen-, Landwirthschafts-, Industrie-, Handels- und Sittenpolizei, sämmtlich Gegenstände der Bevölkerungspolizei. 2) Die Sicherstellung der Einzelnen durch die Wohlfahrt des Ganzen. — So reich übrigens unser Zeitalter an scharfsinnigen Theorien ist, so wenig haben sie gewirkt zur Befestigung der bürgerlichen Freiheit, wohl aber hier und da zur planmäßigen Begründung des feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate oft zu viel erwartet, und um so höhere Forderungen an denselben gemacht, je mehr sie demselben leisten mußten; daraus ist Spannung, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entstanden. Dagegen findet man da, wo die Staatsform so viel möglich dem Volksgeiste angemessen ist, und wo die Staatskunst mit demselben in ihrer Entwickelung fortschreitet, die meiste Zufriedenheit. Ist Beides nicht der Fall, so entsteht Trennung und Partreienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Doch wird die Politik, auch wenn

sie in der Zweckmäßigkeit der Mittel irren sollte, sich wenigstens vor Ungerechtigkeit und dadurch den Staat vor innerer Auflösung sichern, wenn sie einen sittlich erhabenen Charakter behauptet. Daher zum Theil die lange Dauer der ältern Staatsverfassungen!

Politische Arithmetik nennt man die Regeln, nach welchen gewisse, auf politische Verhältnisse sich beziehende Thatsachen nach ausgemachten Erfahrungssätzen berechnet und hinsichtlich des Grades der Wahrscheinlichkeit bestimmt werden. Dem Statistiker liefert sie Angaben zur Bestimmung der Volksmenge und verschiedener auf den Bevölkerungszustand sich beziehenden Verhältnisse. Je zahlreicher die zum Grunde liegenden Beobachtungen, je größer und verschiedenartiger die Volksmassen sind, die sie umfassen, und je sorgfältiger dabei die Menschen nach Geschlecht, Stand und Alter geschieden werden, desto sicherer werden die daraus auf die mittlere Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Lebensjahren, oder auf das allgemeine Verhältniß zwischen der Zahl der jährlich Geborenen und Gestorbenen zu den Lebenden, gezogenen Schlüsse sein. Tabellen, aus welchen sich ergiebt, wie Viele aus einer gegebenen großen Anzahl von Geborenen in jedem Lebensjahre sterben, wie Viele folglich dieses Alter erreichen, und aus welchen sich jenes Gesetz auf allen Stufen der Lebensdauer erkennen läßt, nennt man Sterblichkeitstabellen. Die Zahl der Lebenden zu den Gestorbenen wird auf dem Lande wie 40 : 1, in kleinen Städten 32 : 1, in großen wie 28 : 1, in den größten europäischen Städten 24 : 1, für ganze Länder im Durchschnitt 35 bis 36 : 1 angenommen. Die Lebenden verhalten sich zu den Geborenen im Durchschnitt wie 26 : 1 bis 28 : 1. Das allgemeine Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten 1 : 1,205, — jetzt gewiß eine unter der Wahrheit stehende Annahme. Unter den Geborenen verhalten sich die Knaben zu den Mädchen wie 105 : 100, hingegen die Summe aller Lebenden

des männlichen Geschlechts zu den Lebenden des andern Geschlechts wie 104 : 100. Die Zahl der Geburten jährlich zu den stehenden Ehen wie 2 : 9. Das Verhältniß der Lebenden zu den Ehen auf dem Lande 115 : 1, in kleinen Städten 103 : 1, in Handelsstädten 106 : 1, in den größten Städten 137 : 1, der Witwer zu den Witwen überhaupt 1 : 3,35.

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Verfassung, s. Staatsverfassung.

Politische Wissenschaften, s. Staatswissenschaften.

Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), kön. sächs. Hofrath, Dr. der Philos., Prof. der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig, einer der thätigsten Lehrer und Schriftsteller Deutschlands im Fache der Geschichte, Politik und deutschen Sprache, ward geb. zu Ernstthal im Schönburgischen am 17. Aug. 1772. P. studirte seit 1791 in Leipzig. Er erwarb 1794 das Recht, in Leipzig Vorlesungen zu halten. Nachdem er ein Jahr lang Philosophie, Geschichte, Pädagogik und Stylistik vorgetragen hatte, empfahl ihn Reinhard in Dresden zu dem Lehramte der Moral und Geschichte bei der Ritterakademie, welche Stelle er vom März 1795 bis Michaelis 1803 bekleidete. Indeß war das akademische Leben der natürliche Beruf dieses Gelehrten, der bei großer literarischer Thätigkeit eine seltene Fertigkeit des Vortrags besitzt. Reinhard veranlaßte ihn daher, 1803 nach Leipzig zurückzukehren, wo er eine außerordentliche Professur der Philosophie antrat. In dems. Jahre ward er an die Hochschule zu Wittenberg versetzt, wo er 1808 als Schröckh's Nachfolger das Lehramt der Geschichte und an Ebert's Stelle das Directorium des akademischen Seminariums erhielt. Als die Universität, in Folge des Kriegs 1813, aus dem zu einer Festung umgestalteten Wittenberg nach Schmiedeberg vertrieben wurde, folgte ihr P. dahin, ging aber später nicht mit

nach Halle, weil ihn die kön. sächs. Regierung 1815 nach Leipzig zurückberief. Hier ist er als Lehrer und Schriftsteller noch thätig; auch leitet er die Herausgabe der »Leipz. Literaturzeitung« mit. Insbesondere macht er sich fortwährend um die Studirenden durch literarischen Rath und durch die Gefälligkeit verdient, mit welcher er ihnen den Gebrauch seiner ausgewählten, und in mehrern Fächern der neuern Literatur vollständigen Bibliothek gestattet. Dem Vernehmen nach hat er diese trefflich geordnete und mit einem musterhaften Kataloge versehene Bibliothek von mehr als 25,000 Bänden, die den Gefahren des Kriegs in Wittenberg glücklich entgangen war, der Universitätsbibliothek zu Leipzig als Vermächtniß zugedacht. Die zahlreichen Werke dieses Gelehrten, unter welchen mehrere viel gelesene Schriften, ohne seinen Namen, in das Fach der Aesthetik und der Zeitgeschichte gehören, nennt Meusel. Sie betreffen vorzüglich Philosophie, insbesondere Erziehungswissenschaft u. Aesthetik, Geschichte, Staatswissenschaft und deutsche Sprache. Als Historiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller behauptet P., mitten in dem Kampfe der alten und neuen Systeme, Meinungen und Parteien, eine neutrale Stellung, indem er die Gegenwart wie eine längst vergangene Zeit ernst betrachtet und, nach eigner Prüfung selbständig urtheilend, den Blick fest auf die Sache der Menschheit, des Rechts und der gesetzlich geordneten Freiheit richtet. Seine wissenschaftlichen Werke haben das Verdienst zweckmäßiger Anordnung u. klarer, leichter Darstellung, so daß Inhalt und Form, auch in stylistischer Hinsicht, den Forderungen der geistigen Bildung unserer Zeit und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften entsprechen.

Polize, heißt in der Handlung bald ein Zettel, bald eine Instruktion, die Jemandem gegeben wird, bald auch ein Wechselcourszettel ꝛc.; hauptsächlich aber bei Assecuranzen die Versicherungsurkunde des-

sen, der die Assecuration übernimmt, und worin die versicherten Güter umständlich aufgeführt sind ꝛc.

Polizei, Polizeiwissenschaft. Polizei nennt man im Allgemeinen das vereinte Streben der Menschen, die Kräfte der Natur der Menschheit dienstbar zu machen, und die Störungen, welchen das menschliche Wirken von Seiten der Elemente ausgesetzt ist, theils zu verhüten, theils wenigstens auszugleichen. Der Gegenstände, worauf das polizeiliche Wirken gerichtet sein kann, sind so viele, als überhaupt im menschlichen Leben einem störenden Einflusse der Naturkräfte ausgesetzt und eines polizeilichen Schutzes fähig sind. Je mehr sich also unsere Kenntniß der Naturkräfte erweitert, desto ausgebreiteter wird auch das Gebiet der Polizei. Alle diese verschiedenartigen Gegenstände lassen sich unter folgende Classen ordnen: 1) Beschützung des Bodens gegen die Gewässer; 2) Benutzung desselben zu Gewinnung der rohen Stoffe; 3) Zusammenleben der Menschen in Städten und Dörfern; 4) Gesundheit; 5) bürgerliches Verkehr in Gewerbs- und Armenpolizei; endlich 6) Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung und unmittelbare Verhütung der Verbrechen, indem die wirksamern, aber mittelbaren Mittel, den Verbrechen zuvorzukommen, in der Erziehung des Volkes und in dem Rechtssinne desselben liegen. In allen diesen Beziehungen läßt sich die Aufgabe der Polizei darauf zurückführen: menschliche Kräfte und ihre Resultate gegen die vernichtenden Wirkungen der Naturkräfte zu erhalten, und es entwickelt sich daraus, als Grundgesetz der Polizei, erstens: nicht zum Schutze einen größern Aufwand menschlicher Kräfte aufzubieten, als in dem beschützten Gegenstande enthalten sind, und zweitens: Kraftaufwand nur von denjenigen zu verlangen, welchen die Vortheile des Schutzes wirklich zu Gute kommen, und nach dem Verhältnisse dieser Vortheile auch die Pflicht der Mitwirkung abzumessen. Gar

manche Polizeieinrichtungen würden durch die Beobachtung dieser natürlichen Grundgesetze eine andere Gestalt gewonnen haben, und dem Vorwurfe eines allzu tiefen Eindringens in die individuelle Freiheit der Unterthanen entgangen sein. Ihren Stoff schöpft die Polizeiwissenschaft aus allen Theilen des menschlichen Wissens, vornehmlich der Naturwissenschaft, und jede Entdeckung im Gebiete der letztern ist zugleich eine Bereicherung der Polizei.

Polizei, geheime. Der Schöpfer der geheimen Polizei in der neuern Zeit war der Marquis d'Argenson, welcher unter Ludwig XIV., als der Glanz dieser Regierung die unglücklichen Folgen seiner Kriege, s. Verschwendung und s. Ueppigkeit nicht mehr verschleiern konnte, von 1697—1718 die Stelle eines Polizeiverwesers zu Paris (Lieutenant général de la police) verwaltete, die 1667 zuerst als abgesondertes Amt errichtet worden war. Er drang mit sicherm Blick in die verborgensten Werkstätten des Lasters, und verfolgte mit gleicher unerbittlicher Strenge die Verbrechen, welche die Armuth, wie diejenigen, welche der Uebermuth der Vornehmen hervorgebracht hatte. Rhadamanth nannten schon seine Zeitgenossen den furchtbaren Richter, gegen welchen weder die Dunkelheit noch ein vornehmer Name schützen konnte. Unter Ludwigs XV. Regierung erneuerte sich aus gleichen Ursachen, durch die moralische Verdorbenheit, welche von oben herab alle Stände durchdrang, und durch das Elend des Volks, ein gleiches Bedürfniß, und 12 Jahre lang (von 1762 — 74) verwaltete Sartines mit gleicher Thätigkeit und Geschicklichkeit, aber nicht mit gleicher Redlichkeit, das Amt des Polizeiverwesers von Paris (mit Ministergewalt, aber nicht Ministersrang). Er brachte die geheime Polizei auf die höchste Stufe der Kunst, aber nicht der Achtung, wie d'Argenson. Er nahm einen Theil von der Hefe des Volks in s. Sold, um den andern damit zu beobachten, und hatte

s. Aufpasser und Agenten in allen europäischen Ländern. Von ihm erzählt man eine Menge von Geschichten, wie er mit ungemeiner List Verbrechen ans Licht brachte und sogar vor der Ausführung wußte, aber erst im Moment derselben verhinderte, um die Verbrecher auf der That zu ergreifen. Aber er war es auch, welcher seiner Buhlerin einen Fasan mit Diamanten gespickt zum Geschenk schickte, und als eine Andere einen kostbaren Brillantring von ihm nicht annehmen wollte, den Stein zerstoßen ließ und ein Billet an sie damit bestreuete. Ludwig XVI. nahm ihm die Polizei, machte ihn aber zum Minister des Seewesens, worin er sich durch die gröbste Unwissenheit lächerlich machte. (Mad. de Staël, »Considérations sur la révolution franç.«, I, chap. 8.) Auf ihn folgte Lenoir (1774—84), ein rechtschaffener und milder Mann, dessen Streben mehr dahin ging, die große Quelle der Verbrechen, die Verzweiflung der Armen, zu heben, als zu strafen, und welchem Paris die Verbesserung vieler Polizeianstalten verdankt. Von ihm verlangte die Kaiserin Maria Theresia einen Unterricht über die pariser Polizei. (Er schrieb dazu: »Détail sur quelques établissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. I. la Reine de Hongrie«, Paris 1780.) Als er in der Revolution Frankreich verlassen hatte, verlangte Kaiser Paul v. Rußland ihn in s. Dienst. Er kehrte 1802 nach Frankreich zurück und starb arm 1807. Ihm folgte als Polizeiverweser Le Crosne, welcher als ein noch junger Mann sich dadurch eine Art von Ruf erworben hatte, daß er den Prozeß des unglücklichen Calas im Staatsrathe vortrug. Als Polizeiminister war er unbedeutend. Wie sehr aber Fouché diesem Zweige der Polizei wieder neue Wichtigkeit und Furchtbarkeit gab, ist hinreichend bekannt. Von Paris aus hat sich diese geheime Polizei nach andern Ländern Europa's verbreitet, ohne daß man jedoch über ihre wahre Nothwendigkeit einverstanden wäre, daher

sie auch in einigen Staaten wieder aufgehoben worden ist. Ihr Unglück ist, daß sie sich überall mit der niedrigsten Hefe des Volks befreunden und Leute brauchen muß, von deren Rechtschaffenheit und Sittlichkeit sie selbst nichts hält, indem ehrliebende Menschen immer eine Abneigung gegen das Auflauern und Angeben haben, auch in den Winkeln, wo das Verbrechen und das Laster ihre Werkstätte haben, den Zutritt weder suchen noch finden. Die Kundschafter der geheimen Polizei haben nur so lange Beachtung und Belohnung zu hoffen, als sie etwas zu erzählen haben, sie werden also in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Nachrichten zu vergrößern, zu erfinden, allenfalls selbst Complotte zu stiften, um nicht des Mangels an Diensteifer beschuldigt oder als überflüssig angesehen zu werden. Das Schlimmste dabei ist, daß die Natur dieser Polizei es mit sich bringt, daß sich selten ein gerichtlicher Gebrauch von ihren Nachrichten machen läßt, sondern man sie auf ihre bloße Erzählung als richtig annehmen muß, wenn man sie nicht verwerfen und dadurch die ganze geheime Polizei unnütz machen will. Dies führt zu willkührlichen Verhaftungen, und, wenn es weiter geht, Hinrichtungen, wodurch die Spaltungen im Volke nur noch vergrößert werden. So fiel der Herzog von Enghien als Opfer der geheimen Polizei, welche überall Complotte und Theilnahme an denselben witterte. Napoleon soll sogar Fouché's Treiben durch eine noch vertrautere Gegenpolizei (Contre-police) haben bewachen lassen.

Poliziano (Angelo), lat. Angelus Politianus, einer von den Wiederherstellern der ältern Literatur des 15. Jahrh. Er war 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geb. Für die Poesie bildete er sich nach den griech. und röm. Mustern ohne weitere Anleitung. P. hatte kaum das 15. Jahr zurückgelegt, als er eine in seinem Vaterlande noch wenig behandelte Versart, die Ottave, zu bearbeiten unternahm, durch deren harmonische Ausbildung er dem Ariosto

und Tasso den Weg bahnte. Der Gegenstand, den er besang, war der von Giuliano dei Medici in einem Turniere gewonnene Preis. Der Mediceer Lorenzo, ein Freund der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, schenkte ihm s. Freundschaft, nahm ihn, um sich s. lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in s. Haus auf und übergab ihm die Erziehung s. Bruders und s. Kinder, Pietros, s. unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovannis, der nachher als Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle saß, und Giulianos, der nach mancherlei Unfällen die Freude s. Vaterlandes wurde. Seine ital. Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl. zeichnen sich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verschwörung der Pazzi wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muster der histor. Darstellung und einer schönen Latinität anzusehen ist, wiewohl er selbst nicht ruhig u. unbefangen genug in dieser Sache erzählen konnte. Eine so seltene Gelehrsamkeit verschaffte dem P. den Lehrstuhl der griech. und lat. Sprache an dem florentinischen Lyceum, dem er mit so großem Beifalle vorstand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer s. Zeit unter s. Schülern Platz nahmen. Vielfache Anfeindungen und Verläumdungen, welche ihm seine gelehrte Wirksamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzos zuzogen, hatten in P. Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche nach dem Tode s. Beschützers Lorenzo und seines Freundes Pico della Mirandola s. Leben 1494 ein Ende machten.

Polledro (Jak. Battista), einer der berühmtesten Violinisten der neuern Zeit, geb. zu Piova bei Turin. Der Sohn eines Kaufmanns, fand er, ganz klein schon von der heftigsten Neigung zum Violinspielen hingerissen, dennoch große Schwierigkeiten von Seiten seines Vaters, bis dieser, da der Sohn unterdessen bei Calderara und

Bai in Asti außerordentliche Fortschritte gemacht hatte, endlich nachgab und nun der junge P. schon im 14. Jahre eine Kunstreise machte und hier sowohl, als bei seiner Rückkehr nach Turin, mit außerordentlichem Beifalle belohnt und immer noch mehr angespornt wurde. Der alte Pugnani selbst erbot sich noch, ihm Unterricht zu geben und bald trat nun P. in die mailänd. Kapelle; allein, durch Zeitereignisse gezwungen, mußte er sein Glück im Auslande suchen. In Rußland, wo er 5 Jahre sich aufhielt, fand er Auszeichnung und Belohnung, und kam nun endlich auch nach Deutschland, wo er beinahe 4 Jahre sein hohes Talent Kenner und Liebhaber bewundern ließ u. dann 1816 in Dresden als Conzertmeister angestellt wurde. — Hinreißende Fertigkeit und Leichtigkeit, Anmuth und Zierlichkeit, außerordentliche Sicherheit und Präcision, mit welcher er namentlich in Doppelgriffen beinahe Wunder hervorbringt, rechtfertigen das Entzücken, mit welchem Alle, die ihn gehört haben, von ihm (der überdies ein äußerst feiner und liebenswürdiger Mann ist) und s. Spiele sprechen.

Pollux, s. Kastor.

Polnische Literatur. Erst vom 12. Jahrh. an beginnt die polit. Literatur mit den latein. geschriebenen vaterländ. Chroniken des Mart. Gallus (um 1109), Nikol. Kadlubek (gest. 1223) u. Boguphalus (gest. 1255) und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Mart. Strzempski (oder Polonus, gest. 1279). Von Vincenz Kadlubek's »Res gestae Principum ac Regum Poloniae« erschien zu Warschau 1824 eine neue Aufl., mit Dzierswan's »Chronicon Polonorum« (aus d. 13. Jahrh.) vermehrt. Nach einem geraumen Stillstande bereitete Casimir III. od. der Große (reg. von 1333 — 1370) eine bessere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, sondern auch 1347 ein eignes Gesetzbuch abfassen, hielt zuerst Reichstage, begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, u.

stiftete 1347 die Universität Krakau, welche 1400 von neuem gestiftet wurde, aber erst im 16. Jahrh. aufblühte. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur langsam und still fort. Auch unter der Regierung der sächs. Regenten erwachte für literarische Bildung keine bessere Zeit; aber desto schöner blühete sie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiser Herrschaft wieder auf und gelangte während dieser für die wissenschaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten vertilgt wurde, sie nicht zu unterdrücken vermochten. Es ist bei der poln. Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwohl sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Werk erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationeller Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode vermißt man, so sehr auch die Geschichte Polens von ausländ. Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen, ungebundenen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volks; rasch schritt die Literatur stets mit dem Leben fort und drehte sich meist um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats vom höchsten Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Kopernikus, den man den Polen nicht absprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki und die Physiker Rogalinski und Jos. Sosinski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabenen, bald der Ahnherrn Thaten preisenden, bald über den jetzigen Zustand melancholisch-klagenden oder bitter spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Erzeugnisse anderer Nationen an. Das älteste und

schönste Denkmal der poln. Dichtkunst sind die Werke des Joh. Kochanowski (geb. 1550, gest. 1584), durch einen reinen und edeln Styl, schönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie bestehen in einer Uebersetzung der Psalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachspiel, Liedern und Sinngedichten. Sim. Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muster in der Idylle, und Stanisl. Grochowski in der empfindsamen lyrischen Poesie. Vespasian Kochowski und Joh. Twardowski (im 17. Jahrh.) haben nicht immer den besten Geschmack, doch zeichnet sich letzterer durch sein Feuer aus. Unter den Neuern verdienen Erwähnung: Stanisl. Trembecki, Franz Kniaznin, Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, Val. Gorski, Franz Wenzyk, Dysma Tomaszewski, der begeisterte Kajet. Kozmian, Tymowski, Ludwig Osinski, Reklewski, der feurige Kasim. Brodzinski, der geschmackvolle Joh. Kruszynski, der epigrammenreiche und fließende, aber uncorrecte Ant. Gorecki, der äußerst correcte Alois Felinski, Franz Marawski, der echt nationale und zugleich pindarische Joh. Woronicz. Nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche Ausbildung der Polen blieb die seit 1815 eingetretene europäische Ruhe. Der von jeher der Literatur nicht entfremdete polnische Adel hat an dem Bürgerstande einen wetteifernden Bearbeiter gefunden, und innerhalb der Grenzen des, als Polen noch bestehenden, Königreichs und außerhalb, in allen Ländern, die früher dazu gerechnet wurden, regt sich eine literarische Thätigkeit, der mehr als 60 poln. Buchdruckereien und zwanzig Buchhandlungen zu Hülfe kommen. Zeitschriften und Journale, denen eine sehr strenge Censur freilich oft die Flügel lähmt, geben dem geistigen Leben immer neuen Aufschwung u. bilden ein Band zwischen den vereinzelten Gliedern des getheilten Riesenkörpers. Warschau, Wilna, Krakau, Lemberg und Posen, selbst Breslau bleiben die Licht zuführenden Punkte in dieser alten Verbin-

dung, und Akademien und gelehrte Gesellschaften geben dem alltäglichen Bewegen eine bedachtere Richtung. Durch Polens polit. Trennung vermehrte sich die Menge der übersetzten Werke aus neuern Sprachen, und sie sind es namentlich, die durch die Einführung fremder Begriffe auch der Sprache Afterformen zuführten, denen einige ältere Schriftsteller durch ihr Beispiel glücklich entgegenarbeiten. Noch zeichnet sich Wilna, wo Grodbek's auch von dem übrigen Europa geschätzte Progamme fortwährend Anregung geben, durch Pflege des Sprachstudiums, der eigentlichen Gelehrsamkeit, der Medicin und Mathematik, aus, während Warschau und das übrige Polen mehr der schönen Literatur huldigt. Ein Verdienst der wilnaer philologisch gelehrten Schule sind die correct und zierlich von Jos. Zawadski im Auftrage der wilnaer Universität gedruckten Elementarbücher, die Matecki's Verlagsbuchhandlung zu Krakau zur Nacheiferung erweckt haben. Unter den Schriftstellern, welche durch ihre Talente die Lieblinge der Nation sind und durch ihre Werke den entscheidendsten Einfluß gewannen, nennen wir: Fz. Karpinski (gest. 1820), der so ganz nationell in seinen »Sielanki« dasteht; Trembecki, gest. 1812, der als Lyriker, als Fabeldichter und Didaktiker, dann als Epistolograph sich verdient gemacht hat (s. Samml. »Poezie«, Warschau 1819); Stanisl. Zachowitsch, Fabeln und Erzählungen (2. Aufl. 1826 zu Warschau). Höher noch steht Jnt. Urs. Niemcewicz, dessen vaterländische Geschichtslieder ein Eigenthum des Volkes geworden sind (»Spiewy historyczne z Muzyka i Rycinami«, Warsch. 1816, und »Leybe i Siora«, 1821). Der Tempel der Sibylle vom Bisch. Woronicz (1818) feiert die vaterländ. Denkmäler, welche die Fürstin Czartoryska in Pulawy vereinigt hat, etwas pomphaft. Mehr wegen der Gesinnung, die sie eingab, und der einzelnen Gemälde, als wegen des Ganzen, verdient Boncza Tomaszewski's »Ja-

gellonide«, gedruckt zu Berdiczow in Vollhynien 1817, ein Heldengedicht auf die Vereinigung Litthauens mit Polen, Erwähnung. Beifall fanden des Gen. Boguslawski dramat. Werk »Krakowiani i Gorali« (Warschau 1823), das durch viele Nationallieder interessant ist; ferner die dramatischen Werke des Grafen F. Wezyk (vaterländ. histor. Trauerspiele, Krakau 1823), und die (9) Lustspiele des Grafen Alex. Fredro in poln. Sprache (Wien 1826, 2 Bde.). Kasim. Brodzinski, Mich. Krajewski, Mark. Molski, Kaj. Kozmian, Kicinski, der glückliche Nachbildner von Legouvé's »Mérite des femmes«, Gorecki und Tymowski sorgen für die Ehre des poln. Parnasses und für den Bedarf des sanglustigen Volkes. Unter den Uebersetzern verdient Felinski, der Verf. des Trauerspiels: »Die Fürstin Radzivil«, Chominski, Dzierosenski und Doliwa von Starzinski (der zuerst statt der bisher im Poln. stets üblichen Alexandriner die vierfüßigen gereimten Trochäen angewendet hat), Erwähnung. Polnische Romane haben wir u. A. von Graf Fr. v. Skarbeck, und zwar historische, u. a. »Der Herr Staroste« (Warschau 1826, 2 Theile), »Tarlo«, eine Erzählung aus der poln. Geschichte (Warschau 1827, 3 Thle.). J. U. Niemcewicz hat s. histor. Roman »Jan y Tenczyna« (»Joh. von Tenczyn«) (Warschau 1827, 3 Thle.) den Walter Scottschen nachgebildet. Für Beredtsamkeit gilt Niemcewicz noch billig als Muster, er selbst der glückliche Nacheiferer Stanisl. Potocki's. Die Rede, wodurch er am 27. Nov. 1817 s. Freundes und Waffengefährten Kosciuszko Andenken feierte, verdiente die Bekanntmachung in mehreren Sprachen, die ihr zu Theil wurde. Noch hat aber die Tribune des Reichstags nicht so glänzende Talente wieder geweckt, als sie früher verherrlichten, und Godlewski's »Geistliche Reden« (Wilna 1816, 2 Bde.) genügen nur denen, welche Predigten im Styl der ehemaligen Jesuitenschulen als oratorische Muster anerkennen. Günstiger wirkt

auf jeden Fall die seit 1801 bestehende Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau auf die Pflege der Beredtsamkeit, deren literarische Emsigkeit bald fühlbarere Folgen hervorbringen wird.

Polnische Sprache. Ihrer Ausbildung stellte sich schon frühzeitig in der Annahme des Christenthums nach dem latein. Ritus 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geistlichkeit, als der gebildetste Stand, sich bald der Ehrenstellen und Staatsämter bemächtigte, so wurde die lat. Sprache die Staatssprache, und späterhin durch die ausländ. Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildetern. Erst seit der Regierung der Sigmunde im 16. Jahrh. gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde in der Mitte des 16. Jahrh. zur Büchersprache, verfiel zwar im 17., hob sich aber unter der Regierung Stanislaus Augusts von neuem und reifte zu einer Blüthe, welche ihr selbst die seitdem erfolgten polit. Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. 1801 bildete sich zu Warschau, unter dem Vorsitze des Bischofs Albertrandi, eine Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Reinheit der poln. Sprache, welche 1802 den 1. Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem Unkundigen kann die Sprache hart und rauh scheinen; trotz der gehäuften Consonanten übertrifft sie an Wohllaut und Biegsamkeit alle andere slawische, ja selbst mehrere deutsche Mundarten, so wie sie auch an Bildsamkeit und kräftiger Kürze schwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß, »Ueber den Geist der poln. Sprache« (Halle 1804), macht eine geistvollere und eindringendere Darstellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren sind nach der von dem Piaristen Kopczinski, die von Mrongrovius (3te Umarb., Danzig 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich die von Georg Bandtke (neue Ausg. Breslau 1824) und die ersten Grundsätze der polnischen Sprache von Meozinski (Warschau 1822), sowie

von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806) und das große des Oberschul- und Kirchenraths Linde, zu empfehlen.

Pölnitz (Karl Ludwig, Freiherr v.), geb. zu Issomin im Erzstifte Köln den 25. Febr. 1692, der zweite Sohn des kurbrandenb. Staatsministers und Generalmajors Gerhard Bernhard. Schrieb: »Lettres et mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages.« 1734 gab er heraus: »L'état abrégé de Saxe sous le règne d'Auguste III., roi de Pologne« (Frankfurt). 1737 erschien sein bekanntes Werk: »La Saxe galante.« Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Verfasser einer »Histoire secrette de la Duchesse d'Hanovre, épouse de George premier, roi de la Grande Bretagne; les malheurs de cette infortunée princesse, sa prison au Château d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet« (London 1732) gehalten. Er starb den 23. Juni 1775.

Polo (Ägidius), auch **Gil-Polo** (Kaspar), ein Dichter, geb. zu Valencia 1516. Aus Neigung zur Dichtkunst entsagte er dem Advocatenstande. Seinen Ruhm begründete hauptsächlich seine »Diana enamorada« (»Die liebende Diana«), ein Schäferroman, in Versen mit untermischter Prosa, eine Fortsetzung der aus 5 Büchern bestehenden »Diana« des Montemayor, wozu Gil-Polo noch 7 hinzufügt.

Polo (Marco), war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der 3 Söhne hatte, welche zusammen 1254 oder 1255 eine Reise nach Konstantinopel machten. Als hier ihre Handelsgeschäfte beendigt waren, erfuhren sie, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tataren gebildet hatte. Sie machten daher große Einkäufe von

Juwelen, gingen über das schwarze Meer nach der Krim, und kamen endlich im Lager des Barkah an, eines Enkels vom berühmten Dschingiskhan. Morgenländische Schriftsteller rühmen die Bildung und Sitte dieses Tatarkhans ungemein; auch diese 3 Italiener wurden freundlich aufgenommen und blieben ein Jahr bei ihm, bis ein Krieg, den Barkah mit einem Verwandten zu führen genöthigt war, sie weiter zu reisen bewog. So gingen sie um das kaspische Meer herum u. kamen endlich in Buckhara an, wo sie mit einem Tatar zusammentrafen, den der Khan Hulagu, derselbe, der mit Barkah Krieg führte und ihn besiegt hatte, an seinen Bruder Kublai sandte. Der Tatar lud die Italiener ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Sultans Kublai zu folgen. Er versprach ihnen reichen Gewinn und die beste Aufnahme, was auch der Fall war. Der Sultan oder Großkhan Kublai zeigte sich als ein wißbegieriger Mann, der vom Abendlande durch sie eine Menge Aufschlüsse erhielt, und sie endlich, von einem seiner Edeln begleitet, mit dem Gesuch entließ, es in Rom bei dem Papste dahin zu bringen, daß einige Lehrer der christlichen Religion in seine Länder geschickt würden. Der sie begleitende Tatar ward unterwegs wegen Krankheit zurückgelassen. Sie selbst kamen durch Armenien nach Akre (1269), und von da nach Italien zurück. Nach Rom gingen sie nicht, weil Clemens IV. gestorben war und die Wahl eines neuen Papstes abgewartet werden mußte. Der eine dieser 3 Brüder, Nicolo, fand bei der Heimkehr seine Gattin todt. Dagegen war der Sohn, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen war, 15—16 Jahr alt, und als die Papstwahl immer länger sich hinzog, so beschlossen die 3 Brüder, ohne länger zu warten, ins Morgenland zurückzukehren. Nicolo nahm seinen Sohn, unsern Marco P., mit. Der Zufall fügte es, daß nach einer 3jährigen Vacanz Tebaldo de Visconti, der in Palästina war, als sie eben hinkamen, zum Papst ge-

wählt wurde, und so erhielten sie von ihm die gewünschten geistlichen Begleiter mit Briefen und Geschenken an den Tatarkhan. Die mitgegebenen Mönche erschraken vor den Gefahren, die ihnen auf der Reise drohten, die Italiener aber setzten sie muthig fort, und gingen über Badakschan, über das hohe Mutztag- und Beluttaggebirge, berührten Kaschimir und zogen durch die Wüste Kobi bis nach Kancheu an der äußersten westlichen Grenze von der chinesischen Prov. Schensi, von wo aus sie den Khan von ihrer Ankunft unterrichten ließen. Er befahl ihnen, sogleich nach seinem Hoflager zu kommen, wo sie wie das erste Mal freundliche Aufnahme fanden. Die Geschenke des Papstes, obschon in Lappalien bestehend, wurden von ihm mit Achtung empfangen. Besonders aber gewann unser junger Marco P. seine ganze Gunst. Der Jüngling wußte sich Liebe und Achtung zu erwerben. Bald lernte er die Sprache des Landes und konnte für den Khan die wichtigsten Aufträge in China und den entferntesten Punkten vollziehen. Die vielen Reisen, die er in solchen Geschäften machte, die Bemerkungen, die er, um sie dem Khan zu berichten, niederschrieb, konnten ihm natürlich Stoff genug zu dem Werke geben, das er nach seiner Heimkehr ins Vaterland niederschrieb. Eine Zeitlang vertrat er die Stelle eines Statthalters in der Provinz Kiang-nan. Sein Vater, seine Onkel waren währenddessen am Hofe nicht weniger gern gesehen. Indessen regte sich bei ihnen Allen der Wunsch, ins Vaterland heimzukehren, das sie seit 17 Jahren verlassen hatten. Nur mit vieler Mühe konnten sie von dem Khan die Erlaubniß dazu erhalten. Mit einer Flotte von 14 Schiffen, auf welcher sich die Braut eines persischen Prinzen befand, die sich ihrer Schifffahrtskunde anvertraut hatte, segelten sie aus Hainan ab, bei Cochinchina, Malakka vorbei, durch den bengalischen Meerbusen, in Ceylon, dessen Perlenfischerei P. genau beschreibt, Sumatra &c. Halt machend, bis sie nach 11 Monaten

im Ormuzd landeten. Der Prinz von Persien, zum Thron eben gelangt, nahm sie mit gebührendem Danke auf, und sie blieben 9 Monate in Tauris. Dann reis'ten sie durch Armenien dem schwarzen Meere zu, gingen von Trebisonde nach Konstantinopel, und von da gelangten sie über Negroponte mit allen ihren Schätzen 1295, bei vollem Wohlsein, nach einer 24jähr. Abwesenheit glücklich an. Alle diese Umstände lassen sich in Marco P.s Reise nachweisen. Was aber s. ferneren Schicksale anlangt, so sind sie mehr auf Erzählungen und Sagen Anderer gegründet, die Ramusio, der aber 250 Jahre später lebte, gesammelt hat. Für mehrere Angaben spricht die Wahrscheinlichkeit. So mögen die Heimkehrenden allerdings ganz unkenntlich und nicht mehr im Stande gewesen sein, ihre Muttersprache rein zu sprechen. Es kostete ihnen Mühe, wieder Herren ihres Palastes zu werden, dessen sich die Anverwandten bemächtigt hatten. Nur die große Menge von Juwelen und Perlen, die sie auslegten, konnte die Letzteren überzeugen, daß sie keine Betrüger seien. Die Stadt Venedig erfuhr aber kaum, daß sie es wirklich waren, als sich Alles um ihre Freundschaft bewarb. Marco P. erhielt, weil er nur immer in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung China's schildern konnte, den Beinamen: Messer Marco Millioni, und sein Palast hieß noch nach 250 Jahren Il corte del Millioni. Auch auswärts war Marco P. geschätzt. Als er in einem Seetreffen von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn sehr mild, und hier soll er, um das ewige Erzählen zu ersparen, seine Reisebeschreibung aufgesetzt haben. In welcher Sprache er es that, ist nicht ausgemacht. Ramusio nimmt die lateinische an. Das Werk selbst konnte nicht ohne Einschiebsel und Gebrechen bleiben, die die sorglosen Abschreiber sich zu Schulden kommen ließen, und auch die Zeit selbst mußte ihm den Stempel aufdrücken, der damals Alles bezeichnete. Wunder,

Glaube an Zauberei, Erzählungen von nicht existirenden Thieren treten überall entgegen. Auf der andern Seite hat man ihm vorgeworfen, daß er Manches nicht beschrieben hat, was er nothwendig hätte beobachten müssen, z. B. die große Mauer, die kleinen Füße der Frauen, das Trinken des Thees. Aber die Wunder möge sein Zeitalter entschuldigen. Sein Schweigen vom Thee ꝛc. ist erklärlich, wenn man daran denkt, daß man in so langer Zeit, als er in China war, Manches gleichgültig findet und darum zu bemerken vergißt, zumal wenn im Lande selbst kein Werth darauf gelegt wird. Für die Wahrheit seiner Erzählungen im Ganzen spricht die Schilderung vom Zustande der in den Wüsten vom Samiel Getödteten; die Schilderung des bos grunniens in der Tatarei, den erst die neueste Zeit wiederfand; die Angabe von der Residenz des chinesischen Kaisers in der Tatarei während des Sommers; die Beschreibung von der Wanderung auf den Adamsberg in Ceylon u. s. w.; und wohl verdiente es dieser Herodot und Humboldt seiner Zeit, daß sein Werk neu aufgelegt wurde, deutsch von Peregrin 1802, dann gleichzeitig in London engl. von William Marsden, und in Venedig italien. von Placido Zurla, 1818.

Polonaise (ital. alla Polacca), ein kleines Tonstück in ¾ Takt, nach welchem der bekannte polnische Nationaltanz, welchen man jedoch in Deutschland durch zu viele Ziererelen sehr verunstaltet, getanzt wird. Die Bewegung ist eigentlich noch nicht so geschwind, als die Tanzmenuet, der Charakter feierliche Gravität; die Musik hat viel Eigenthümliches in den Einschnitten, im Metrum ꝛc.

Polyandrie, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehrere Männer hat.

Polyarchie, die Staatsverfassung, wo Viele herrschen, im Gegensatz von Monarchie, wo Einer die Regierung führt.

Polybius, einer der berühmtesten griech. Geschichtschreiber,

geb. zu Megalopolis in Arkadien, ungef. in der 44. Olymp. (203 vor Chr.). Schon jung zum Krieger gebildet und bei Staatsgeschäften gegenwärtig, wurde er als General der Achäer den Römern zu Hülfe geschickt; und als er sich in der Folge gegen eine Anklage in Rom rechtfertigen mußte, blieb er hier, erwarb sich viel Achtung, machte zum Behuf seiner zu schreibenden Geschichte eine große Reise, wohnte mehreren Feldzügen des Scipio bei und kehrte endlich, nach Korinths Zerstörung, in seine Vaterstadt zurück, wo er seine Geschichte vollendete und in Folge eines Sturzes vom Pferde 121 v. Chr. in einem Alter von 82 Jahren starb. P. ist der Verf. eines Geschichtswerks vom Anfange des 2. punischen Krieges bis zum Untergange des macedonischen Königreichs (53 Jahr). Es bestand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier erhielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kommen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weshalb P. ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte („ιστορια καθολικη") gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die 5 ersten Bücher ganz und bedeutende Bruchstücke von den 12 folgenden, nebst den aus der Geschichte des Konst. Porphyrogenetus ausgezogenen Staatsgeschäften des P. und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der Verlust des Uebrigen ist sehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, sowie im Umfang politischer und militairischer Kenntniß P. von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm schreibt man auch die Einführung des didaktischen Pragmatismus in die Geschichte zu, d. h. derjenigen Geschichtsbehandlung, die durch zergliederte Darstellung der Ursachen, Veranlassungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften (πραγματα) geben will. Dagegen ist er in Ansehung der Schreibart

ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen gelesen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantinischen Krieg. Die geschätzesten Ausgaben des P. sind von Casaubonus (Paris 1609, Fol.), von Jak. Gronow (Amsterd. 1670, 3 Bde.), wiederholt von J. A. Ernesti mit Casaubonus's lat. Uebersetz. und Anmerk. (1764) und von Schweighäuser (Leipzig 1789—93, 9 Bde.); deutsch mit Anm. von Seybold (1779—83), und vom Hptm. v. Benicken (Weimar 1820).

Polychord, ein vielsaitiges Instrument; auch ein neueres, aber wenig bekanntgewordenes Instrument, von Hillmers erfunden, mit 10 Saiten und beweglichem Griffbrette.

Polydektes, s. Perseus.

Polygamie, vielfache Ehe, namentlich die Verbindung eines Mannes mit mehreren Weibern. Der Gegensatz der Polygamie in erster Bedeutung ist die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau (Monogamie), in der letztern Bedeutung auch die Einer Frau mit mehreren Männern (Polyandrie). Ferner versteht man unter Polygamie ohne weitern Beisatz die simultane, welche von allen Völkern des gebildeten Europa und dessen Colonien verworfen wird, nur daß fürstliche Doppelehen aus gewissen Ursachen ausgenommen werden. Ueber die Bedeutung dieses Wortes in der Botanik s. Pflanzen.

Polyglotte (aus dem Griech.), jedes Werk, das einen und denselben Inhalt in mehreren Sprachen mittheilt. Vorzugsweise hat man das Wort schon früh von der heil. Schrift gebraucht, und Werke, in denen 2, 3 oder mehr Uebersetzungen der Bibel, mit oder ohne den Grundtext, zusammengestellt wurden, eine Polyglotte genannt. Das erste größere Unternehmen der Art ist die complutensische Bibel, welche von vielen gelehrten Männern, auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes, bearbeitet ward. Sie erschien in 6 großen, präch=

tig gedruckten Foliobänden 1514—17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), lat. Complutum. Eine andere berühmte Polyglotte ist die antwerpner, auch die königl. Bibel genannt, weil Philipp II., König v. Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich auf Kosten des Parlamentsadvocaten Gui Michael le Jay vollendet ward und 1645 in 10 schönen Foliobdn. erschien. Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Bryan Walton, auch in England eine solche Polyglotte von 10 Sprachen bearbeitet, welche wieder die pariser in sich aufnahm, aber noch vollständiger war, u. gewöhnlich die Walton'sche oder londner P. heißt. Sie erschien von 1684—87 zu London in 6 Folianten mit 2 Supplementb., und enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren mit dem, was die pariser hat, und noch dazu eine äthiopische und eine persische und zu diesen gehörige lat. Uebersetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieses Werkes unterstützt.

Polygnotus, (Polygnotos), aus Thasos, einer der ersten Maler der Griechen, welcher ungefähr von 450—410 v. Chr. (zwischen der 83. und 93. Olymp.) blühte. Seiner bediente sich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausschmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimon's Hausfreund und dessen schöner Schwester, Elpinice, begünstigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Mit ihm malten Mikon und Pänanus für die Pökile. Seine beiden Hauptbilder in derselben stellten die Griechen vor Troja, und zwar das eine die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Kassandra, und das andere die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Kassandra, dar. In der Lesche zu Delphi sah man von ihm die Eroberung

Trojas und das Todtenreich, welche Gemälde Pausanias ausführlich beschreibt. (s. Böttiger's »Ideen zu einer Archäologie der Malerei.«) Die Gebrüder Riepenhausen haben 1805, auf Veranlassung einer weimarischen Preisaufgabe, und in Rom 1826 das Gemälde nach der Beschreibung nachzubilden versucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon standen mehrere Staffeleigemälde des P. aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp, nach einem dorischen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemälde. Wahrscheinlich waren alle auf Holz gemalt.

Polygon, eine Figur mit vielen Seiten: Vieleck. Polygonal-Zahlen heißen solche Zahlen, wovon die Einheiten, woraus sie zusammengesetzt sind, sich allezeit in regulaire geometrische Figuren setzen lassen, von welchen sie denn auch ihre besonderen Namen (Triangulares, Tetragonales, Pentagonales etc.) bekommen.

Polygraph, Vielschreiber (die Polygraphie, Vielschreiberei); darunter pflegt man, sowie auch unter dem Worte Polyhistor, öfters einen Gelehrten zu verstehen, der nur immer viel Werke, aber ohne Gründlichkeit liefert. Doch gibt es davon oft rühmliche Ausnahmen.

Polyhistor, ein Vielwisser der in allen Fächern der Gelehrsamkeit bewandert ist.

Polyhymnia oder Polymnia, nach der Vorstellung der spätern Dichter, die Muse des lyrischen Gesanges oder der Tonkunst, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeschrieben wird. Die griech. Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute sind die Lyra und das Plektrum.

Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polykarpus, nach der Sage ein Schüler des Apostels Johannes, gilt für einen der frühesten Bischöfe von Smyrna. Die Legende erzählt: er habe von einer frommen Witwe, Calisto, die ein Engel gemahnt hatte, ihn zu erkaufen, in den Werken der Barmherzigkeit nicht immer unterstützt, sich desto eifriger dem heiligen Berufe hingegeben, in der Stadt der Ueppigkeit unbescholtene Sitte und Entsagung zu lehren und durch sein Beispiel zu empfehlen. Durch solches Verdienst bemerklich, sei er von der Gemeinde zu Smyrna als Nachfolger des heil. Bucolus zum Bischof erhoben worden, und habe endlich im J. 169 unter Martern den christlichen Glauben vertheidigt. Zwar sei er, gewarnt, anfangs nach einem nahen Landhause entwichen, dann aber verrathen, vor den Richter geschleppt, hinterlistig geprüft, aber immer redlich erfunden worden; anfangs habe ihn das Volk den wilden Thieren bestimmt, dann die Richter dem Feuer. Da habe ihn, so erzählt die Legende, die Flamme des Scheiterhaufens von allen Seiten kühlend umlaubt, wie ein geblähtes Segel sich um ihn legend, mit süßduftendem Anhauch. Darauf, als man seinen Körper so von den Flammen unberührt gesehen, habe ein Richter einem der Schergen befohlen, ihn mit einem Schwerte zu durchbohren. Da sei plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausströmenden Blute des Scheiterhaufens Flamme verloschen. »Spotte nicht,« schließt Herder, der diese Legende vortrefflich erzählt hat,

> des Bildes, das die Sage sich erschuf,
> Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!"

So hatte christlicher Sinn den heidnischen Adler, der aus dem Katafalk der römischen Imperatoren die Kaiserseelen zu den verwandten Göttern emportrug, den Geier, der, nach dem spottenden Lucian, den

wunderbaren Peregrinus Proteus der Erde entführte, in eine reine fleckenlose Taube verwandelt, und ein Wunder schon damals gesehen, daß sich bei dem Märtyrertode der frommen Kämpferin für ihren Glauben, beim Scheiterhaufen des Mädchens von Orleans wiederholte. Die römische Kirche feiert den 26. Januar zu Polykarpus's Andenken.

Polykletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 v. Chr), einer der größten griech. Bildhauer, war ein Schüler des Agelades u. wetteiferte mit Phidias, doch so, daß er an Idealität und Kunstbegeisterung hinter diesem zurückblieb; Architekt wie dieser, aber als Bildner in Erz am glücklichsten. Seiner zarten Natur sich bewußt, sagt Böttiger in s. »Andeutungen über die Archäologie,« beschränkte er sich vorzüglich auf Eleganz u. den ihr angemessensten Kreis der gymnastischen Ephebenfiguren schöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. P. schuf das Jünglingsideal. Er ging alle anziehende Stellungen der Knabengymnastik durch. In dem Doryphorus soll er zugleich eine Musterstatue, einen Kanon, haben aufstellen wollen; aber höchst wahrscheinlich war es eine Figur von reiferm Alter, in welcher er s. Kunstregel darstellte. Auch soll er ein eignes Werk über die Proportion geschrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelstatur fand. Die Befolgung seines Kanons gab seinen und seiner Nachfolger Werken eine gewisse, von einigen Alten getadelte Uebereinstimmung, deren Nachtheilen aber sein Genie entgegenzuwirken wußte. In kolossaler Form (gleichsam als Gegenstück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er s. argivische Juno, seine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, u. zwar entschleiert, mit großem, gewölbtem Auge, einen goldenen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken das Scepter mit dem Kukuk, in der

rechten ausgestreckten Hand den Granatapfel haltend. P. arbeitete auch schon kleinere Bronzen und schöne Gefäße und Lampen. Es gab noch andere Künstler d. N.

Polykrates, ein Herrscher von Samos, Zeitgenosse des ält. Cyrus und Pythagoras. Von ununterbrochenem Glücke begünstigt, warf er, vom König Amasis aufgefordert, sein Liebstes zu opfern, freiwillig sein höchstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer; nach wenigen Tagen fand er diesen in dem Magen eines ihm zum Geschenk gereichten großen Fisches. Dennoch wandelte sich zuletzt sein außerordentliches Glück. Von einem persischen Satrapen, Orötes, seinem heimlichen Feinde, angelockt, ließ ihn dieser kreuzigen. Den Künsten und Wissenschaften war er übrigens sehr geneigt u. Anakreon lebte an seinem Hofe.

Polynesien, s. Australien.

Polynices, s. Eteokles und Theben.

Polypen (Krankheitserscheinung), sind widernatürliche Auswüchse, welche sich in den Höhlungen des menschlichen Körpers erzeugen. Sie bestehen aus einer sehr festen, faserichten, fleisch- oder flechsenartigen Masse, die sich in längliche Platten spaltet und oft mit vielen Blutgefäßen versehen ist. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehreren Wurzeln, an den Wänden der Höhle so fest, daß sie mit denselben zusammengewachsen scheinen. Sie sind meistens hohl, glatt, von weißlicher, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entstehen langsam, und die Beschwerden, welche sie veranlassen, steigen daher auch nur allmälig. Man hat solche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, besonders im Herzen, in den Pulsadern, in der Nase, in der Gebärmutter. Im Herzen findet man oft auch Massen, die man falsche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut bestehen, und erst in der letzten Krankheit oder im Tode,

besonders nach hitzigen Krankheiten, entstanden sind. Beiderlei Arten haben wahrscheinlich ihren Ursprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und die ersten besonders sind das Erzeugniß einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Die Ausrottung der echten Polypen ist nur da möglich, wo man von Außen dazukommen und ihre Wurzeln auffinden kann. Sie geschieht 1) durch die Unterbindung, indem man mittelst eigner Instrumente eine Schlinge von Seide, übersponnenem Drahte oder Pferdehaaren anbringt, und sie von Zeit zu Zeit immer fester zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen und er stirbt allmälig ab. Diese Methode ist aber, sowohl für den Arzt als für den Kranken, sehr unbequem. Das Anlegen der Instrumente erfordert viele Mühe, und oft kann es nicht tief genug an der Wurzel geschehen. Nach der Unterbindung schwillt der P. sehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile und heftigen Schmerz, auch ist die Jauche von dem absterbenden Theile höchst unangenehm. Kürzer ist 2) die Cur durch Ausreißen des P. mit seiner Wurzel. Man bedient sich dazu entweder einer eignen Zange, od. ebenfalls sehr fester Schlingen, womit man den Polyp so nahe an der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verschiedenen Richtungen herauszubringen sucht. Die Blutung ist bei manchen Polypen sehr gering, bei andern aber außerordentlich stark. Wo sie gar nicht gefaßt werden können, sucht man 3) durch Aetzmittel sie allmälig zu zerstören, oder doch so weit zu verkleinern, daß man mit den Instrumenten beikommen kann.

Polypen (naturhistorisch). Die P. gehören zu den Würmern und bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. solchen, die den Uebergang vom Thier zu der Pflanze bilden. Genaue Kenntniß von diesen Naturwundern verdanken wir vorzüglich Trem-

bley in Leyden, welcher 1744 seine classischen Memoiren über sie herausgab. Das ungeübte Auge übersieht diese Thierchen nur gar zu leicht, da sie aus halbdurchsichtiger Gallerte bestehen und sich, gewaltsam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zusammenziehen. Man findet sie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und sanft fließenden Wassern, an Wasserpflanzen, Schnecken u. dgl. sitzen. Wenn die Sonne recht warm scheint, und man dann genau nachsieht, wird man hier oft kleine, durchsichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbse wahrnehmen. Es sind dann die Polypen in einem ruhenden und anscheinend unbelebten Zustande. Es gibt eine Menge Arten dieser kleinen Thiere; die grüne, die braune und orangefarbene sind die bekanntesten, und alle haben zum mindesten 6, höchstens 12—13 Arme. Letztere sind meist nicht länger als der Körper, doch haben sie manchmal die Länge von 1 und manchmal von 8 Zoll. Dessenungeachtet gleichen sie, aus dem Wasser herausgenommen, nur einem Klümpchen Gallerte, das oft kaum die Größe eines Sandkorns hat. Die Fortpflanzung dieser Thierchen ist so sonderbar, wie ihr ganzer Organismus. Es zeigen sich kleine Erhöhungen an den Seiten, die nach einigen Tagen die Gestalt eines kleinen Polypen haben. Die Verbindung bleibt. Was der junge Polyp erhascht, kommt dem alten zu Gute, und umgekehrt. Allein nach und nach wird das Ende, womit jener an diesen befestigt ist, dünner, und endlich nimmt der eine diesen, der andere jenen Punkt, sich zu befestigen, wo sie dann gewaltsam getrennt werden. So pflanzt sich der Polyp in jedem Punkte des Körpers fort und zeugt auf diese Weise 5—6 Junge auf einmal. Eine Begattung selbst hat Trembley bei einigen Tausenden, die er in Gläsern über Jahr und Tag erhielt, nicht beobachtet. Dagegen meinen Neuere, daß sie sich auch durch Eier fortpflanzen. Bisweilen wird der noch am alten sitzende Polyp schon

wieder Vater und Großvater; Vater und Sohn bilden ein Ganzes. Man kann sie in allen Richtungen zerschneiden, ja, ihr Inneres nach Außen kehren, und sie leben fort. Mehrere lassen sich gleichsam auf- und ineinanderpfropfen. Inwiefern es ähnliche Geschöpfe, aber von furchtbarer Größe, innerhalb der Klippen und auf dem Boden des Meeres gibt, und die man also Meerpolypen nennen könnte, ist bis jetzt noch als eine Fabel zu betrachten.

Polyphem, ein Sohn Neptuns und einer der Cyklopen, in einer Höhle in Sicilien wohnend, mit bloß einem Auge in der Stirne. Ulysses war es, der ihm, als dieser fürchterlichste aller Riesen mehrere seiner Gefährten aufgefressen, nachdem er ihn durch Wein berauscht und eingeschläfert hatte, einen glühenden Pfahl ins Auge stieß.

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytechnik, die Lehrkunst der höhern Werkgeschicklichkeit. Eine Anstalt, welche alle Mittel der Erkenntniß benutzt, um Individuen, welche sich ausschließend der Technik widmen, auf den Standpunkt zu führen, von wo aus es ihnen möglich wird, in der gesammten Gewerbsthätigkeit, mit dem geringsten Aufwand von Kräften, die umfassendsten Wirkungen zu erzielen, ist für die Regierungen in mancherlei Hinsicht ein wichtiger Gegenstand. Die Verkennung dieser Wahrheit ist größtentheils mit Ursache, daß ein Staat von dem andern in Verbreitung der Industrie übertroffen wird, daß letzterer sowohl bessere als auch wohlfeilere Kunsterzeugnisse und Stoffe liefert, daher den Markt behauptet und dadurch reicher wird, während jener Staat, der die Gewerbe nur als Resultat der Zunftthätigkeit kennt, auch bei dem angestrengtesten Fleiße seiner Individuen es dem kunstkräftigern Auslande nicht gleich thun kann, und in dem Verhältniß, wie dieses sich bereichert, immer mehr verarmt. Das britische Reich liefert hierzu die vollgültigsten Belege. — Das polytechnische Wissen

kann erlangt werden durch Lehre, durch Anschauung und durch schriftliche und bildliche Darstellung; in ihrer Vereinigung und Wechselwirkung bilden sie ein polytechnisches Institut. Soll eine solche Anstalt etwas Umfassendes leisten und den oft störenden Einwirkungen von Außen kräftig widerstehen, so muß sie vom Staate begründet werden und unter dem Schutze der Regierung stehen. Die polytechnische Ausbildung als Zweck des Instituts wird durch schriftliche und bildliche Mittheilung befördert; und zwar durch Werke von polytechnischen Vereinen herausgegeben, worin die Fortschritte der technischen Gewerbe im In- und Auslande populair beschrieben und durch bildliche Darstellung anschaulich und begreiflich gemacht sind, wie dies in den polytechnischen Jahrbüchern, Journalen und Flugblättern &c. geschieht. — Soll aber der Gewerbtreibende von den Fortschritten seines Fachs genügend unterrichtet werden, so haben die Vereine dafür zu sorgen, daß die Darstellung der lesenden Classe angemessen und dabei möglichst wohlfeil in ihre Hände zu bringen sei. — Die Größe, die Naturerzeugnisse und die Bedürfnisse eines Landes werden zwar jedesmal in dem Plane eines polytechnischen Instituts einige Aenderungen nothwendig machen, im Allgemeinen muß aber bei Einrichtung einer solchen Anstalt die Vervollkommnung der Gewerbe nicht aus den Augen verloren werden. Je lehrreicher man in diesen Einrichtungen vorschreitet, desto schneller zerfällt dann das veraltete Zünftwesen; der Mensch wird dann weniger zur bloßen Maschine herabgewürdigt; der Tribut, der eine lange Reihe von Jahren dem Auslande für Fabrikwaaren hat gezollt werden müssen, hört auf, und es gewinnt dadurch sowohl der Verfertiger der Waare als der den Gegenstand Bedürfende. — Beurtheilt man nach diesem Maßstabe die berühmtesten Anstalten Europas, so zeigt sich das wiener Institut, unter der Direction des Reg.-R. Prechtl, dem Ideal am nächsten. Schon 1803

wurde von der k. k. Hofkammer die Errichtung einer Centralbildungsanstalt für Handel und Gewerbe in der Hauptstadt als nothwendig anerkannt; allein erst 1814 konnte der Plan durch Ankauf und Ausbau eines passenden Locals ausgeführt werden. Mit diesem wiener polytechnischen Institute, welches am 3. Nov. 1815 eröffnet wurde und 1816 206 Schüler, 1823 aber 780 Schüler zählte, ist eine besondere Realschule oder Vorbereitungsklasse für das polytechnische Institut, in welcher Religion, deutsche, franz. und ital. Sprache, Elementarmathematik, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte gelehrt wird, verbunden. Diese Realschule hat ihre besondern Sammlungen für Mineralogie und Zoologie als Hülfsmittel des Unterrichts. Außerdem zeichnet sich das wiener polytechnische Institut dadurch aus, daß in die technische Abtheilung noch die Geodäsie aufgenommen ist, und daß in einem Locale der Anstalt sich besondere mathematische und mechanische Werkstätten befinden, in welchen die Modelle und Apparate sowohl für das mechanische Cabinet als auch die zur Erläuterung der mathematischen Lehrfächer bestimmten gefertigt werden. Endlich bildet das wiener polytechnische Institut zugleich einen Verein zur Beförderung der Nationalindustrie, indem es aus dem Handelsstande und den Fabrikanten einige Mitglieder wählt. Dieser Verein setzt jährlich Preise für die Erfindungen und Verbesserungen im Felde der technischen Künste aus, und bringt zugleich das gewerbtreibende Publikum in nähere Verbindung mit dem Institute, welches dadurch Nachrichten und Mittheilungen von Erfindungen und in einzelnen Fällen praktische Belehrung erhält. (Vgl. die vom Director Prechtl herausgegebenen »Polytechnischen Jahrbücher«, wovon 1830 der 16. Bd. erschienen ist.) — Die pariser polytechnische Schule wurde 1796 gegründet und 1816 mit wenigen Aenderungen neu organisirt. Die Bestimmung derselben ist die Bildung von Zöglingen für besondere

wissenschaftliche Corps, namentlich für die Artillerie, das Geniewesen, den Brücken- und Straßenbau. Der Unterricht in derselben für ungefähr 300 Zöglinge verbreitet sich über die mathematischen, physischen und chemischen Wissenschaften, nebst den zeichnenden Künsten. Das Neueste in polytechnischer und commercieller Hinsicht liefert in zweckmäßiger Auswahl Dr. Dingler's »Polytechnisches Journal« in Monatsheften.

Polytheismus, die Vielgötterei (Gegens. von Monotheismus); die **Polytheisten**, diejenigen, die viele Götter glauben und verehren.

Pomare II., König von Otahiti, war im Anfang des 19. Jahrh. noch Heide, und sein Volk, einst in seiner Natureinfalt so liebenswürdig, durch europäische Genußmittel verdorben. Endlich fand das Christenthum Eingang, als P. 1817 mit den Glaubensboten der engl. Mission gemeinschaftlich dasselbe zu verbreiten anfing. Hierauf gründete er in seinem kleinen Inselstaate die Gesetzgebung und die Verwaltung auf das Evangelium. Die zum Christenthum großentheils durch ihn bekehrten Einwohner können fast alle lesen. P. starb den 7. Dec. 1821.

Pombal (Marquis von, eigentl. Sebast. Jos. v. Carvalho), geb. 1699, ein berühmter und für Portugal sehr bedeutend gewordener Staatsmann. Anfangs studirte er die Rechte, ward dann Soldat, wurde nachher in London und Wien zu Gesandtschaften seines Hofs gebraucht und kehrte 1750 nach Lissabon zurück. Der neue König, Joseph Emanuel, machte ihn zum Minister oder Secretair der auswärtigen, dann auch der inneren Angelegenheiten, ernannte ihn 1759 zum Grafen (von Oeyras) und 1770 zum Marquis von Pombal. Eine Menge einträglicher Aemter kam hinzu, und Pombal, der dem Könige ganz unentbehrlich geworden, maßte sich die unbeschränk-

teste Herrschaft an. Sehr viel hat Portugal unter ihm gewonnen, wenngleich Grausamkeit und Despotismus, zu welchen ihn seine Sucht nach Alleinherrschaft verleitete, einen sehr großen Schatten auf seine Ministerschaft werfen. Die Jesuiten, der Adel und die Geistlichkeit waren seine ärgsten Feinde. Zu Ausrottung der erstern gab ihm der damals so merkwürdige Mordplan (nach welchem, bei einem Nachtbesuche, den er in dem Wagen seines Kammerdieners zu einer geheimen Liebschaft gemacht hatte, geschossen und er auch gefährlich verwundet worden war) Gelegenheit, wo P. eine Menge Jesuiten und derer von Adel, welche der Theilnahme angeschuldigt wurden, hinrichten ließ; die Jesuiten wurden 1759 aufgehoben und aus allen Staaten der Portugiesen verbannt. Diese schrecklich übereilten Ungerechtigkeiten suchte er indessen wieder gut zu machen. Er that sehr viel für das Land, für Verbesserung der Seemacht, Handlung und Schifffahrt, für Beförderung des Ackerbaues, machte ruhmwürdige Verordnungen in geistlichen Sachen, und suchte Aufklärung zu verbreiten, obgleich die letztere bei den trägen und einfältigen Portugiesen wenig fruchten wollte. Auch gingen die meisten guten Anstalten bei dem Tode des Königs 1777 verloren, da dessen Tochter, Pombals heftige Feindin, diesen sogleich verabschiedete und verbannte, die meisten herrlichen Einrichtungen des Exministers vernichtete, in der Folge sogar eine Untersuchung gegen ihn verhängte und ihm zwar verzieh, aber hauptsächlich durch die Revision des Verschwörungsprozesses von 1759, wobei alle damals Hingerichteten für unschuldig erklärt wurden, den Urheber desselben am tiefsten kränkte. Er starb endlich 1782 im 83. Jahre.

Pommern, preuß. Provinz, 567¼ QM. groß, mit 846,700 Ew.; grenzt nördlich an die Ostsee, östlich an Westpreußen, südlich an Brandenburg, westlich an Mecklenburg. Die Oder theilt sie in Vor=

und Hinterpommern, jenes westlich, dieses östlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1026 an seine eigenen Herzöge. 1124 (d. 15. Juni) wurden die ersten zum Christenthum bekehrten Pommern durch Bischof Otto von Bamberg bei dem Ottobrunnen, um welchen vor 500 J. 4 Linden gepflanzt wurden, getauft; daher man das 700jähr. Gedächtnißfest der Einführung des Christenthums in Pommern am 15. Juni 1824 in ganz Pommern gefeiert hat. Als die Herzoge 1637 ausgestorben waren, hätte das Kurhaus Brandenburg, in Gemäßheit der bestehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da der Herzog während des dreißigjährigen Kriegs gestorben, und Pommern von den Schweden besetzt war, so mußte jenes sich im westfälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch Karl XII. im nordischen Kriege auch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Stettin nur bis zum Frieden besetzt halten wollte, zum Kriege reizte, mußte endlich Schweden an Preußen im stockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten. Damals behielt Schweden bloß das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß, nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedischpommern (66 QM., 116,000 Einw.). Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme von Norwegen s. Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2,600,000 Thlrn. ein. Ueberdies zahlte Preußen noch an Schweden $3\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. und vergütete den schwed. Donatarien jährlich 43,000 Thlr. Pommern ist jetzt eine Provinz des preuß. Staats. Mit ihr wurden einige Theile der vormaligen Neumark

und einige Oerter Westpreußens vereinigt. Es zählte im J. 1825 auf 567 QM. 846,772 Ew., darunter 16,780 Milit., 6751 Katholiken und 4176 Juden. Die Provinzialstände sind seit 1823 in Wirksamkeit getreten. Die am 6. April 1824 errichtete, vom König bestätigte ritterschaftliche Privatbank ersetzt den Mangel an baarem Gelde durch Bankscheine. — Pommern ist eins der niedrigsten und flachsten Länder Deutschlands; wenige Berge von mittelmäßiger Höhe unterbrechen diese ermüdende Fläche. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft verändert werden; eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die Oder, welche unterhalb Stettin den dammschen See bildet und sich dann in das frische Haff ergießt, welches durch die 3 Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Viele Küstenflüsse, darunter auch mehrere schiffbare, bewässern diese Provinz. Auch sind viele große und kleine fischreiche Seen vorhanden. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit; doch sind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküste sehr fruchtbar; ein nicht geringer Theil von Pommern hingegen ist steinig und sehr dürre. Die von der Neumark zu Pommern geschlagenen Theile haben im Ganzen einen sandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obst und Holz. Ausgeführt werden: Getreide, Flachs, Obst, Holz, fettes Rindvieh, Butter, feine Wolle, Gänse, Gänsefedern, Schinken und Würste; auch die pommerschen Muränen, Lachse, Neunaugen, Aale und Bücklinge sind bekannt. An Mineralien ist Pommern arm. Man hat Sumpferz, das auf der

Eisenhütte zu Torgelow verschmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernstein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf. Letzterer ist das vorzüglichste mineralische Erzeugniß Pommerns. Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Kassuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, mit eigner Sprache. Ehemals war Kassuben ein Herzogthum in Hinterpommern. Die Leibeigenschaft, welche hier lange herrschte, hob erst der jetzt regierende König auf. Die Gewerbe sind von keiner Bedeutung; doch wird gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabacks-, Tuch-, Rasch- und andere Wollenfabriken und unbedeutende Baumwollenfabriken; eine Zuckersiederei, eine Ankerfabrik und die Bernsteindreherei zu Stolpe. Wichtiger ist der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preuß. Provinzen getrieben wird. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist Stettin.

Pomona, bei den Römern, eine schöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten sich vergebens, ihr zu gefallen, am meisten Vertumnus. Dieser nahm tausend Gestalten an, um sich ihr zu nähern. Einst erschien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geschichten von Frauen, die, wie sie, der Liebe Hohn gesprochen. Dadurch wurde sie gerührt, und Vertumnus, der die Gestalt eines Jünglings wieder annahm, gewann sie zur Gemahlin (Ovid's »Met.«, XIV, 622 ꝛc.). Den Griechen war Pomona unbekannt. In Latium ward sie als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt, und ihr wurden für die Erhaltung der Feldfrüchte Opfer gebracht. Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem

Schoße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), war, 1720 geb., die Tochter eines unterhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté=sous=Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterschleife verfolgt wurde. Man hatte sie 1741 an den Unterfinanzpachter d'Etoiles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verstande ausgestattet. Sie sah oft den Jagden des Königs in dem Holze von Senar zu. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarschaft. Madame d'Etioles erschien in einer artigen Calesche; der König bemerkte sie und schickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, sie dem Könige zuzuführen, dessen ganzer Gunst sie sich schnell bemächtigte. Als Marquise de Pompadour wurde sie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchsten Ansehens, mischte sich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, sondern begnügte sich, als eine Gönnerin der Gelehrten und Künstler zu erscheinen. Sie sammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militairschule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblühten, und sie sich nur dadurch in der Gunst des Königs erhalten konnte, daß sie ihm andre Geliebten zuführte, entschädigte sie sich durch den Einfluß, dessen sie sich auf die Regierungsgeschäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen besetzen und trug durch ihre Einwirkung wesentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil schon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege

gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen sein. Die Kaiserin Maria Theresia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben sie zu gewinnen gesucht. Alles Unglück, das in und durch diesen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Last gelegt, indem sie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünschte, entfernen und durch Choiseul ersetzen ließ, bei dem Heere aber die Absetzung des Marschalls d'Estrées im Augenblicke seiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünstigte. Sie starb 1764 in einem Alter von 44 J., von dem abgestumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabscheuet und verspottet. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren und Briefe sind nicht von ihr, sondern angeblich von dem jüngern Crébillon.

Pompeji, ehemalige Stadt in Campanien, welche 63 n. Chr. größtentheils durch ein Erdbeben zerstört und 79 n. Chr. wie Herculanum von einem Lavastrom oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet, aber 1748 wieder entdeckt wurde. Die Höhe von 18 Fuß Asche, die sich fast durchgehends zeigt, ließ wahrscheinlich die Spitzen der höhern Gebäude noch sichtbar, bis endlich die Zeit Alles bedeckte. Obgleich minder groß und angesehen als Herculanum, hat sie doch viele treffliche Kunstwerke, ein großes Theater und viele ansehnliche Gebäude besessen. Ueber die Ausgrabung dieser Stadt vgl. Herculanum. 1825 deckte man ein schönes Privatgebäude auf, worin man treffliche Wandgemälde, Mosaik und Arabesken fand. Man nennt jetzt dieses merkwürdige Haus casa del poeta tragico. Noch immer gräbt man Alterthümer heraus. Die Schilderung der ausgegrabenen Stadt findet man in Ludwig Goro's von Agyagfalva »Wanderungen durch Pompeji« (Wien 1825). Des verst. Mazois Werk über die Ruinen von Pompeji (1825, 2 Bde.) wird fortgesetzt von Gau, mit Unterstütz. von Clarac und Letronne.

Pompejus (Cnejus), der Große (Magnus), ein Sohn des Cn. Pompejus Strabo, und einer der berühmtesten Römer, die in der Geschichte vorkommen. Er wurde im September des Jahres 647 nach Erbauung Roms, also mit Cicero in Einem Jahre, geboren. Sein Vater, ein tapferer Feldherr, aber ein Mann von unersättlichem Geize, wurde eben so sehr von dem allgemeinen Hasse des Volks verfolgt, als der Sohn von früher Jugend an wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften von demselben geliebt wurde. Er hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, welche, mit Ernst und Majestät gepaart, Vertrauen und Ehrfurcht einflößte, war freundlich und gefällig gegen Jedermann, und ließ nicht leicht einen Bittenden ohne Gewährung der Bitte von sich. Seinen ersten Feldzug that er unter seinem Vater, der als Proconsul gegen den Cinna in dem bekannten Bürgerkriege commandirte. Hier hatte er Gelegenheit, seinem Vater durch seine Unerschrockenheit das Leben zu retten. Cinna hatte nämlich mehrere Offiziere von der Armee des Pompejus mit Gelde bestochen, daß sie ihren Feldherrn und dessen Sohn umbringen sollten. Der letztere erfuhr wenige Stunden vor der Ausführung den Anschlag, ließ nun das Zelt seines Vaters mit treuen Wachen umgeben, und entzog sich den ersten Streichen der Mörder. Die Aufrührer suchten sodann die Soldaten aufzuwiegeln, und es gelang ihnen zum Theil, da der Feldherr so äußerst verhaßt war; aber der junge Pompejus eilte mitten unter sie, besänftigte sie durch seine Bitten und Thränen, und als ein Theil von ihnen durch das Thor des Lagers brechen und zum Cinna übergehen wollte, so warf er sich am Ausgange hin, und rief denen, welche hinaus wollten, zu, daß sie nur über seinen Körper den Weg nehmen könnten. Nun wichen sie voll Scham zurück, und der Aufruhr wurde gedämpft. Gleich nach seines Vaters Tode wurde er vor Gericht gefodert, um das von seinem Vater untergeschlagene Geld

zu ersetzen, und bald darauf klagten ihn seine Gegner an, daß er selbst einige Bücher und Jagdnetze mit Unrecht sich angemaßt habe. Bei diesem Processe erwarb er sich durch das Feuer seiner Beredtsamkeit, durch seinen Muth und seine Standhaftigkeit, so viel Liebe, Hochachtung und Ruhm, daß der Prätor Antistius, vor dem die Klage geführt wurde, ihn um seine Freundschaft bat, und ihm seine Tochter zur Gemahlin anbot, mit welcher er sich denn auch wirklich vermählte. Nun begab er sich in das Lager des Cinna, floh aber wieder heimlich davon, weil er sich nicht sicher hielt. Jetzt kamen die Soldaten auf den Gedanken, Cinna habe ihn heimlich umbringen lassen, und dies war eine Hauptursache der Empörung gegen den verhaßten Feldherrn und Anlaß zu seiner Ermordung. Pompejus aber war auf seine Landgüter im Picenischen geflüchtet, wo er so lange blieb, bis Sylla nach Italien kam, und eine Armee um sich sammelte; denn nun brachte er ein ansehnliches Corps der ihm sehr gewogenen Picentiner zusammen, und erklärte sich öffentlich für den Sylla. Er war jetzt erst 23 Jahr alt, aber bald zeigte er Talente eines erfahrnen Feldherrn. Seinem Corps, das auf 3 Legionen angewachsen war, stellten sich drei feindliche Generale, Carinna, Cölius und Brutus, entgegen, welche ihn zu umringen suchten; aber Pompejus griff sie mit dem unerschrockensten Muthe an, und schlug sie mit leichter Mühe in die Flucht. Bald darauf wollte ihn der Consul Scipio angreifen, aber dessen Soldaten gingen zum Pompejus über, und der Consul konnte sich nur durch eine schimpfliche Flucht retten; endlich brachte er auch dem Consul Carbo eine entscheidende Niederlage bei, und machte dessen ganze Reiterei zu Gefangenen. Diese außerordentlichen Thaten des jungen Feldherrn machten auf den Sulla den lebhaftesten Eindruck. Als sich beide Armeen mit einander vereinigten, sprang Sulla vom Pferde, und begrüßte den tapfern Krieger mit dem Namen Imperator. Auch in der

Folge blieb seine Hochachtung gegen ihn so groß, daß er, was er gegen Niemand anders that, ihn jedesmal, wenn er zu ihm kam, stehend und mit entblößtem Haupte empfing. Pompejus überhob sich nicht seines Ruhms. Als ihn Sulla nach Gallien schicken wollte, um statt des Metellus das Commando zu übernehmen, schlug er bescheiden diesen für den alten und versuchten Feldherrn vielleicht beleidigenden Antrag aus, ging aber nachher, auf dessen eigene Bitte, dahin, um ihm als Unterfeldherr mit seinem Muthe und seiner Klugheit beizustehen, und verrichtete daselbst die tapfersten Thaten. Als Sylla seine Feinde gedemüthigt und sich in Rom zum Dictator gemacht hatte, so belohnte er seine Freunde, und suchte den Pompejus auch durch Verwandtschaft an sich zu fesseln. Zu dem Ende mußte dieser seine Gemahlin Antistia verstoßen, und die Aemilia, eine Tochter von Sulla's Gemahlin, Metella, heirathen. Die Mutter der verstoßenen Antistia brachte sich wegen dieses ihrer Tochter angethanen Schimpfs selbst ums Leben, und Aemilia, welche auch schon verheirathet und gerade schwanger war, starb bald nach der Hochzeit mit dem Pompejus in Kindesnöthen. Der Ruf zu neuen Thaten betäubte aber bald darauf den Schmerz, welchen diese Unglücksfälle dem Pompejus machen mußten. In Sicilien spielte Perperne, ein Anhänger der marianischen Partei, den Meister; Carbo lag hier mit einer Flotte vor Anker, und Domitius war in Afrika eingefallen. Pompejus wurde vom Sylla mit einem Heere gegen sie geschickt, besiegte den Perperna, tödtete den gefangenen Carbo, und bestrafte diejenigen mit Schärfe, welche es mit den Feinden des Sulla gehalten hatten. Den meisten Städten Siciliens erwies er viele Gnade, und suchte ihnen zu ihrem ehemaligen Wohlstande wieder zu verhelfen; nur Messina wurde etwas härter behandelt, und verlor manche alte Vorrechte. Doch milderte er, so viel er nur konnte, die Strenge der Befehle des Dictators,

und viele, die er hätte bestrafen sollen, wurden durch ihn heimlich gerettet. Von Sicilien ging er nach Afrika, wo Domitius eine furchtbare Armee zusammengebracht hatte. Die Verwaltung von Sicilien übertrug er seinem Schwager Memmius, und als er mit seiner Flotte von 120 Kriegsschiffen und 800 Lastschiffen, welche Proviant und Kriegsbedürfnisse führten, bei Utica und Carthago gelandet war, gingen schon 7000 Feinde zu ihm über. Während eines heftigen Ungewitters griff er das feste Lager des Domitius an, eroberte es, und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß von seinem 20,000 Mann starkem Heere nur 3000 sich mit der Flucht gerettet haben sollen. Domitius selbst kam um, und die Armee grüßte den Sieger auf dem Schlachtfelde Imperator. Die Städte Afrika's unterwarfen sich nun theils freiwillig, theils wurden sie mit Gewalt erobert. Das Königreich des Jarbas, der es mit dem Domitius gehalten hatte und gefangen worden war, wurde dem Hiempsal gegeben, Numidien verwüstet und die Furcht vor den römischen Waffen wieder erneuert. Alle diese Thaten verrichtete er innerhalb 40 Tagen und in einem Alter von 24 Jahren. Sylla, vielleicht eifersüchtig auf seinen Ruhm, befahl ihm jetzt, das Heer aus einander gehen zu lassen und nach Rom zurückzukehren. Als Pompejus diesen Befehl bekannt machte, drang die ganze Armee in ihn, daß er ihn nicht befolgen sollte, sie würden ihn mit ihrem Blute gegen den Tyrannen zu schützen wissen; ja, da Bitten den Pompejus nicht bewegen konnten, machten sie sogar Miene, ihn mit Gewalt dazu zu nöthigen; aber endlich gelang es ihm doch, sie zu besänftigen, und er vollzog den Befehl des Dictators. Dieser wurde von einem so edeln Betragen tief gerührt, ging ihm bei seiner Ankunft in Rom entgegen, umarmte ihn zärtlich, und gab ihm öffentlich den Beinamen Magnus, welchen aber Pompejus selbst erst späterhin zu führen anfing, da er als Proconsul gegen den Sertorius ge-

schickt wurde. Nach Andern hatte er diesen Beinamen schon in Afrika von der Armee erhalten, und Sylla hatte ihn nur bestätigt. Indessen verweigerte ihm dieser sein Gesuch um einen Triumph, weil er bis jetzt weder Consul noch Prätor gewesen wäre und die Gesetze nur einem solchen diese Ehre verstatteten. Dennoch bewilligte er ihm endlich dies Verlangen, als Pompejus mit vieler Kühnheit ihm zurief: »Bedenke, Sulla, daß die aufgehende Sonne mehr als die untergehende angebetet wird!« Vermuthlich hielt Sulla es seinem Interesse für zuträglicher, den feurigen Jüngling zu seinem Freunde, als zu seinem Gegner zu haben. Allein es entstand von der Zeit an einige Kaltsinnigkeit zwischen den beiden großen Männern. Pompejus beförderte wider den Willen des Sulla den Lepidus zum Consulat, und Sulla überging in seinem Testamente den Pompejus ganz, da er doch seinen übrigen Freunden ansehnliche Legate vermachte. Nach dem Tode des Sulla suchte der eben erwähnte Lepidus die marianische Partei wieder emporzubringen, und sich zum Oberherrn des Staats zu machen; aber so groß auch anfangs seine Fortschritte waren, so wurde er doch bald vom Pompejus besiegt und aus Italien gejagt. Gefährlicher für Rom war der Krieg, den Sertorius in Spanien gegen die Sullanische Partei unterhielt, und der selbst mehr als einmal den Ruhm und das Kriegesglück des Pompejus zu zertrümmern drohete. Metellus Pius commandirte bisher gegen den Sertorius, aber mit wenig Glück, und der Senat beschloß daher, ihm den Pompejus als Gehülfen nach Spanien zu schicken. Diesem war die neue Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben, sehr erwünscht, und der Gang der Dinge bekam wirklich durch ihn eine etwas andere Wendung. Indessen übertraf ihn doch Sertorius an Feldherrntalenten, schwächte sein Heer durch mehrere kleine Gefechte außerordentlich, eroberte vor seinen Augen die Stadt Lauron, ohne daß ihr Pompejus zu Hülfe kommen konnte,

und nöthigte ihn und den Metellus, sich bis an die Pyrenäen zurückzuziehen, wo sie alle Strenge des Winters in ihrem Lager ausstehen mußten, ohne daß sie es wagen durften, ordentliche Winterquartiere zu beziehen. Im folgenden Feldzuge trug zwar Pompejus einen wichtigen Sieg über die Unterfeldherrn des Sertorius, Herennius und Perperna, davon, wurde aber bald darauf, ohne sich mit dem Metellus vereinigt zu haben, vom Sertorius angegriffen und geschlagen, so daß er selbst in Lebensgefahr gerieth; den Morgen nach der Schlacht kam Metellus dem Pompejus zu Hülfe, und beide wollten nun das Treffen nochmals erneuern; aber Sertorius fand es jetzt für gut, sich zurückzuziehen. Das Unglück des Pompejus und Metellus dauerte fort, so daß sie genöthigt wurden, Spanien ganz zu verlassen und nach Gallien zu gehen. Pompejus, der den größten Theil seines Vermögens in diesem Kriege zugesetzt hatte, ersuchte jetzt den Senat um Geld, erhielt es, und war im Begriff, den Krieg mit neuem Muthe anzufangen, als er die Nachricht von der Ermordung seines großen Gegners durch den Perperna hörte. Dieser wurde nun mit leichter Mühe besiegt und gefangen, und so der Krieg in Spanien geendigt. Als Spanien ganz wieder beruhigt war, führte Pompejus sein Heer nach Italien zurück, und kam hier gerade zu rechter Zeit an, um den Sclavenkrieg zu beendigen, obgleich eigentlich der meiste Ruhm dem Crassus zukam. Ein Triumph beendigte für diesmal seine kriegerische Laufbahn. Er dankte jetzt, da er merkte, daß man ihn im Verdacht habe, als ob er die Rolle des Sylla erneuern wolle, sein Heer ab, fuhr aber fort, sich bei dem Volke beliebt zu machen, indem er das Ansehen der Tribunen, welches durch den Sylla sehr gelitten hatte, wieder herzustellen suchte. 687 erlangte Pompejus zum erstenmale die Consulwürde, und sein Gehülfe war der oben erwähnte M. Licinius Crassus Dives, dem er selbst, um sich ihn zum Freunde zu machen, durch

seinen Einfluß auf das Volk diese höchste Staatswürde verschafft hatte. Während der Verwaltung dieses Amts aber wurden sie wieder uneinig, weil Crassus mehr ein Freund des Senats, Pompejus mehr Volksfreund war. Noch vor dem Ende desselben ersuchte er die Censoren bei dem Census um die Befreiung von Kriegsdiensten, weil er bereits die im Gesetze bestimmte Anzahl von Feldzügen vollendet hatte, und erhielt sie unter lautem Beifallrufen des Volks; auch söhnte er sich zuletzt mit dem Crassus wieder aus. Nach Niederlegung des Consulats lebte er eine Zeit lang als Privatmann, bis die immer furchtbarer werdende Macht der Seeräuber ihm eine neue Bahn zu Lorbeern öffnete. Es wurde vom Volke und Senat beschlossen, diesen äußerst gefährlichen Feinden der Handlung und Schifffahrt mit aller Macht zu Leibe zu gehen und sie gänzlich zu vertilgen. Auf den Vorschlag des Gabinius wurde dem Pompejus die Führung dieses Krieges aufgetragen. Man bewilligte ihm dabei so große Vollmachten, als noch kein römischer Feldherr jemals gehabt hatte; seine Macht war beinahe unumschränkt. Es kam daher auch zu heftigen Streitigkeiten, weil der Senat es für gefährlich hielt, einem einzigen Manne eine solche Macht anzuvertrauen. Endlich aber siegte doch das Volk, und bewilligte seinem Lieblinge noch mehr, als der Tribun Gabinius vorgeschlagen hatte, indem es ihn bevollmächtigte, 500 Kriegsschiffe auszurüsten, und eine Armee von 120,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde anzuwerben; aus dem Senate sollte er 20, nach Andern 24 oder 25 Männer erwählen, um unter ihm als Unterfeldherrn zu dienen. Pompejus vertheilte nun seine Flotte und seine Armee mit so vieler Klugheit, daß die Seeräuber an allen Orten aufgesucht und theils gefangen, theils nach Cilicien gejagt wurden, wo sie ihre Hauptniederlage hattm. Viele von ihnen fleheten die Gnade des Pompejus an, und erhielten sie; die meisten und mächtigsten aber brachten

ihre Familien und Reichthümer in die festen Schlösser und Städte der Küstenländer des Taurusgebirges in Sicherheit, und wagten dann noch eine Schlacht bei dem Vorgebirge Coracesium mit dem gegen sie anrückenden Pompejus, wurden aber gänglich geschlagen, in Coracesium belagert, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr genöthigt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und alle ihre Städte und Schlösser dem Sieger einzuräumen. So wurde dieser im Anfange sehr gefährlich und schwer scheinende Krieg innerhalb 3 Monaten geendigt. Pompejus hatte dabei 90 Kriegsschiffe erbeutet und über 20,000 Gefangene gemacht, welche er in die wüsten Städte Ciliciens vertheilte, und insbesondere die Städte Soloe und Dyme (in Achaja) damit bevölkerte, um sie an das ruhige Leben des Bürgers zu gewöhnen und von ihrer bisherigen Lebensart abzubringen. Kaum war die Nachricht von der glücklichen Beendigung dieses Krieges nach Rom gekommen, als der Tribun Manilius das Gesetz vorschlug, daß Pompejus die Provinzen und Armeen des Lucullus, nebst Bithynien, wo Glabrio kommandirte, erhalten, den Krieg gegen den Mithridates und Tigranes führen, und außerdem noch in dem bisherigen Besitze der Seemacht und der ganzen ihm bewilligten Auctorität bleiben sollte. Dies hieß nun in der That, ihn zum Oberherrn des ganzen Staats machen, daher sich auch die Patricier mit Eifer dagegen setzten, wiewohl das Gesetz, dessen ungeachtet, durchging. Pompejus stellte sich selbst damit unzufrieden, aber er stellte sich auch nur so, denn im Herzen war ihm nichts erfreulicher, als dieser Beweis des öffentlichen Zutrauens und diese neue Gelegenheit, seinem Durste nach Ruhm Befriedigung zu verschaffen. Auch war ihm dieser Antrag erwünscht, da er ihm Gelegenheit verschaffte, seinen Privathaß gegen Lucullus zu befriedigen, den er nun auf alle Art zu kränken suchte. Da Mithridat schon durch die Siege des Lucullus geschwächt war, so ward dem

Pompejus die Besiegung desselben leicht. Er vertrieb ihn nach einem siegreichen Treffen aus Pontus, und eilte dann dem Könige von Armenien, Tigranes, entgegen, der, ohne eine Schlacht zu wagen, die Römer um Frieden bat, und ihn unter harten Bedingungen erhielt. Nachdem er ein starkes Corps in Armenien zurückgelassen hatte, setzte er seinen Marsch fort, um den Mithridates aufzusuchen, welcher zu den am Bosporus und dem mäotischen See wohnenden Völkern seine Zuflucht genommen hatte. Auf diesem Zuge überwand Pompejus die Albaner und Iberer, durch deren Land er ziehen mußte, in zwei blutigen Schlachten. Als er in Kolchis ankam, erhielt er Nachricht, daß die Albaner wieder abgefallen wären. Er kehrte sogleich wieder um, schlug die 70,000 Mann starke feindliche Armee in die Flucht, und setzte nun seinen Marsch nach dem caspischen Meere fort. Die Menge giftiger Schlangen nöthigte ihn aber zum Rückzuge, so daß er sich nach Kleinarmenien wandte, und die in Gordyene eingefallenen Streifparteien zurückschlug. Jetzt schickte er die zu Gefangenen gemachten Beischläferinnen des Mithridates zurück, und erhielt von ihnen prächtige Geschenke. Hierauf begab er sich nach Amisus, veränderte hier die Regierungsform von Pontus, verwandelte es in eine römische Provinz, und theilte unter seine Bundesgenossen und Freunde ansehnliche Geschenke aus. Ohne sich um Mithridates, der am Bosporus sich wieder zu verstärken suchte, zu bekümmern, begnügte er sich bloß, ihm die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, und wandte sich mit der Armee nach Syrien, um seine Eroberungen bis ans rothe Meer fortzusetzen. Dieser Kriegszug entsprach ganz seinen Erwartungen. In Syrien setzte er den König Antiochus ab, und machte das Land zur römischen Provinz; auch Palästina ward durch ihn von den Römern abhängig. Insbesondere spielte er auf diesem Zuge den Schiedsrichter zwischen den Städten und ihren Beherrschern, zwischen

Kronprätendenten u. s. w., und mehrere neue Städte in diesen Gegenden verdankten ihm ihre Entstehung. Während er sich in Arabia Peträa aufhielt, wo der König des Landes sich ihm freiwillig unterwarf, kamen Boten aus Pontus mit der Nachricht, daß Mithridates sich selbst entleibt habe, und daß sein Sohn Pharnaces sich den Römern zu unterwerfen bereit sei. Die Freude der Armee über diesen glücklichen Vorfall, der nun allem Kriege ein Ende machte, war außerordentlich, und Pompejus eilte sogleich wieder nach Pontus zurück, nahm hier die Unterwerfung des Pharnaces an, dem er das Reich Bosporus überließ, und trat dann den Rückweg nach Rom mit dem Pompe eines Siegers an. Als er durch die Stadt Mitylene reiste, schenkte er derselben die Freiheit, weil der von ihm sehr geliebte Theophanes aus dieser Stadt gebürtig war. In Rhodus und Athen theilte er unter die Gelehrten ansehnliche Geschenke aus, und der letzten Stadt gab er 50 Talente, damit sie sich durch diese Summe wieder zu ihrer vorigen Größe erheben könnte. Als er mit der Armee in Italien ankam, fürchteten Viele in Rom, daß er sich seiner Macht bedienen und zum Herrn des Staats machen möchte; sogar Crassus flüchtete heimlich mit seiner Familie und seinen Schätzen, aber er widerlegte diese Besorgniß dadurch, daß er, sobald er Italien berührte, sein Heer abdankte, und jedem nach Hause zu gehen befahl; erst zu seinem Triumphe sollten sie sich wieder versammeln. Diese Handlung erweckte so viel Bewunderung in den Städten Italiens, daß die Einwohner ihm haufenweise entgegen strömten, und sich an ihn anschlossen, so daß er an der Spitze eines zahllosen Haufens sich der Hauptstadt näherte. Da er vor dem Triumphe nicht in die Stadt kommen durfte, so schrieb er an den Senat, und bat um die Aufschiebung der consularischen Comitien, weil er gern einen seiner Freunde dabei empfehlen wollte; allein Cato widersetzte sich diesem Verlangen

so standhaft, daß ihm eine abschlägliche Antwort zugeschickt wurde. Pompejus bewunderte diese Freimüthigkeit des Cato sehr, und beschloß, sich diesen Mann zum Freunde zu machen, und hielt um eine von seinen beiden Enkelinnen an, weil er sich von seiner Gemahlin Mucia wegen ihrer ausschweifenden Lebensart geschieden hatte; aber Cato schlug ihm auch diese Bitte ab. Der Triumph des Pompejus war einer der prächtigsten, welche je gehalten wurden, und dauerte zwei Tage. Es wurden dabei Tafeln vorhergetragen, auf welchen die Namen der Länder, über die er triumphirte, geschrieben waren, nämlich: Pontus, Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Albanien, Syrien, Cilicien, Mesopotamien, Phönicien, Palästina, Arabien und die Länder der von ihm zu Wasser und zu Lande überwundenen Seeräuber. In diesen Ländern hatte er 1000 Schlösser und beinahe 900 Städte erobert, den Seeräubern 800 Schiffe weggenommen und 39 Städte wieder aufgebauet und bevölkert. Auf andern Tafeln las man, daß er die Einkünfte des Staats um mehr als die Hälfte vermehrt habe. Er brachte 20,000 Talente Gold und Silber in das Aerarium, und jedem Krieger, der unter ihm gefochten hatte, zahlte er 1500 Denarien. Unter den im Triumphe aufgeführten Gefangenen befanden sich die Häupter der Seeräuber, der Prinz des armenischen Königs Tigranes mit seiner Gemahlin und Tochter, die Gemahlin des Tigranes selbst, der jüdische König Aristobul, die Schwester und fünf Kinder des Mithridates und andere. Endlich folgten so viel Siegeszeichen, als Pompejus selbst oder seine Unterfeldherrn Schlachten gewonnen hatten. In Rom fand Pompejus im Senate viel Widersacher, welche neidisch auf seinen Ruhm und seine Größe waren, so daß er sich ganz an das Volk anschloß, und besonders den Tribun Clodius in seinen Unternehmungen unterstützte, ja diesem sogar seinen Freund Cicero preisgab und ihn verbannen

ließ. Jetzt kam Cäsar aus seiner Provinz Spanien zurück, und da er, um zu dem Plane seiner künftigen Größe den Grund zu legen, die Freundschaft des Pompejus und Crassus nöthig hatte, und keinen von ihnen gern zum Feinde haben wollte, so unternahm er es, diese beiden Feinde mit einander zu versöhnen, welches ihm auch glückte. Er war der dritte Mann in diesem neuen Freundschaftsbunde, dessen Zweck gemeinschaftliche Vergrößerung ihres Ansehens und Erhebung der Volkspartei über die Patricier war. Pompejus heirathete Cäsars Tochter Julia, und arbeitete so eifrig für die Vergrößerung dieses künftigen Nebenbuhlers, daß er, als der Consul Bibulus sich einigen Gesetzen Cäsars zum Vortheil des Volks widersetzte, diesen mit Gewalt vom Forum vertreiben und ihn sogar mißhandeln ließ. Nun wurden alle Verordnungen des Pompejus, die der Senat und Lucullus umgestoßen hatten, wieder bestätigt, und Cäsar bekam auf fünf Jahre das diesseitige und jenseitige Gallien zur Provinz. Pompejus lebte sodann eine Zeit lang mit seiner jungen Gemahlin auf dem Lande, und bekümmerte sich nicht um die öffentlichen Staatsgeschäfte. Dies schwächte sein Ansehen bei dem Volke, und selbst Clodius verließ ihn, stieß mehrere seiner Gesetze um, und wagte es sogar, ihn öffentlich zu beschimpfen. Jetzt beschloß Pompejus, auf den Rath seiner Freunde, sich wieder dem Senat zu nähern, bewirkte die Zurückberufung des Cicero, und erhielt durch diesen die Sorge für die Herbeischaffung der Lebensmittel nach Rom. Dadurch bekam er wieder eine sehr ausgebreitete Gewalt in die Hände, indem er über alle Häfen, Handelsplätze und Magazine im römischen Reiche zu disponiren hatte. Cäsar hatte sich indessen durch seine Siege in Gallien zu einer Macht erhoben, welche der des Pompejus nichts nachgab. Als er gegen das Ende seiner Feldzüge in Lucca überwinterte, so bekam er so viel Besuche von den vornehmsten Römern, daß man vor seiner Wohnung

über 120 Fasces zählte; auch Pompejus und Crassus kamen hin, und schlossen mit ihm einen Vertrag, daß er ihnen zur Erlangung des Consulats behülflich sein sollte, während sie es dahin bringen wollten, daß er von neuem auf fünf Jahre in seinen Provinzen bestätigt werden sollte; nach Erreichung dieses Zwecks wollten sie sich in die Länder und Armeen des Staats theilen. Pompejus und Crassus wurden 698 n. Erb. Roms zu Consuln erwählt, indem sie es wagten, ihren Nebenbuhler Domitius mit Gewalt vom Markte zu vertreiben. Auch während der Führung ihres Amts erlaubten sie sich mehrere Gewaltthätigkeiten, indem sie die Wahl des Cato zum Prätor verhinderten, und dafür ihren Anhängern diese Würde verschafften. Dem Cäsar ließen sie die Statthalterschaft von Gallien auf neue fünf Jahre bestätigen, und für sich wirkten sie aus, daß Crassus Syrien und das Commando gegen die Parther, Pompejus aber Afrika und Spanien mit 4 Legionen bekommen sollte. Nach Niederlegung des Consulats ging Crassus in seine Provinz ab, Pompejus aber blieb zu Rom, um das von ihm erbauete Theater einzuweihen; auch stellte er prächtige Thiergefechte an, bei denen eine große Menge Löwen und Elephanten auftraten. Seine Provinzen und Kriegsheere übergab er seinen Legaten und Freunden, und hielt sich mit seiner Gemahlin Julia, die er zärtlich liebte, und die er eben nicht gern verlassen wollte, bald in dieser, bald in jener schönen Gegend Italiens auf. Er verlor bald darauf diese geliebte Gattin, welche in Kindesnöthen starb, und mit ihr stürzte die Hauptstütze des Freundschaftsbündnisses zwischen ihm und Cäsar zu Boden. Der bald darauf erfolgte Tod des Crassus in den Morgenländern hob auch das letzte Gleichgewicht auf, das der gegenseitigen Eifersucht der beiden größten Männer Roms bisher entgegen gestanden hatte. Eine überhand nehmende Anarchie in Rom hatte endlich die Folge, daß Pompejus zum einzigen Consul 701 n. Erb. R.

erwählt wurde, so daß es ihm frei stand, nach eigenem Gefallen sich einen Gehülfen zu wählen, welches, nachdem er die größeste Hälfte des Jahres allein regiert hatte, sein Schwiegervater Metellus Scipio ward, dessen Tochter Cornelia, eine schöne, junge und geistreiche Dame, er geheirathet hatte. Er bemühete sich, die im Staate eingerissenen Unordnungen wieder gut zu machen, ob man ihm gleich bisweilen auch Parteilichkeit gegen seine Freunde vorwerfen konnte. Als er sein Consulat niederlegte, wurde der Schluß gefaßt, daß er seine Provinzen noch auf vier Jahre behalten und aus dem Aerarium tausend Talente zur Besoldung seiner Armee ziehen sollte. Cäsars Freunde und seine von ihm theuer erkauften Anhänger in Rom drangen jetzt darauf, daß man auch ihm, zur Belohnung seiner Verdienste, seine Provinz länger lassen sollte, ein Vorschlag, der durch die geheimen Intriguen des Pompejus gänzlich verworfen wurde. Dies beleidigte den Sieger Galliens so sehr, daß er Anstalten machte, mit seiner ganzen Armee gegen Italien zu ziehen, um mit Gewalt sich das zu verschaffen, was man ihm in Güte verweigerte. Pompejus verachtete den Cäsar so sehr, daß er davon gar keine Notiz zu nehmen schien; durch falsche Berichte verleitet, glaubte er, daß Cäsar von seinen Soldaten gehaßt würde, daß sie, im Falle eines Krieges, alle zu ihm übergehen würden, daß Cäsars Siege in Gallien mehr günstigen Umständen, als seinen Talenten, zuzuschreiben wären. Sich selbst hielt er der Liebe der Römer um so mehr versichert, als ganz Italien ihm zu Ehren Feste angestellt hatte, als er von einer schweren Krankheit genesen war. Seine Freunde riethen ihm, gegen den anrückenden Cäsar eine Armee aufzubringen; aber er antwortete mit stolzem Uebermuthe: »Ich brauche nur mit dem Fuße auf die Erde zu stoßen, und ein zahlloses Heer wird aus ihr hervorgehen. Cäsar that indessen verschiedene Vergleichsvorschläge, und verlangte vornehmlich, daß, wenn er seine Provinz

übergeben und die Armee abdanken sollte, Pompejus das Nämliche thun müsse; aber alle diese Vorschläge wurden verworfen. Krieg war also die Losung. Cäsar näherte sich Rom immer mehr, verbreitete in der Hauptstadt Furcht und Bestürzung, und Pompejus war nicht im Stande, eine hinreichende Armee ihm entgegenzustellen, so daß er sich endlich entschloß, die Stadt mit den Consuln und dem größten Theile der Senatoren zu verlassen. Cäsar machte sich nun ohne Mühe Meister von derselben, und verfolgte den fliehenden Pompejus. Dieser hatte sich in Brundisium festgesetzt, wo er die beiden mit ihm geflohenen Consuln nebst 30 Cohorten nach Dyrrhachium übersetzen ließ, und seinen Schwiegervater Scipio und seinen Sohn Cnejus nach Syrien schickte, um daselbst eine Flotte auszurüsten. Nun ließ er die Thore der Stadt sperren und die Mauern besetzen, schiffte sein noch übriges Heer ein, und als alles bereit war, zog er auch die Besatzung auf den Mauern an sich, und eilte nach Griechenland. Cäsar, der inzwischen angekommen war, aber seinen Abzug zu spät merkte, fand schon die ganze Flotte bis auf zwei kleine Schiffe unter Segel, als er an das Ufer des Meeres kam. Da er keine Flotte hatte, so konnte er dem Pompejus nicht nachsetzen, und wandte sich daher nach Spanien, um die dortigen Armeen an sich zu ziehen. Pompejus brachte unterdessen eine furchtbare Macht zusammen. Seine Flotte bestand aus 500 Kriegesschiffen, eine unzählige Menge kleinere ungerechnet; seine Reiterei, 7000 Mann stark, machte den Kern der römischen Ritterschaft aus; sein Fußvolk aber war größtentheils ein zusammengeraffter Haufen, den er erst in den Waffen üben mußte. Die vornehmsten Römer, z. B. Cicero, Brutus (der nachherige Theilnehmer an dem Morde Cäsars) und selbst Labienus, Cäsars Freund und Unterfeldherr in Gallien, eilten zu ihm, um mit ihm für das Vaterland zu kämpfen. Im Ganzen genommen war es wahr, daß Pompejus

von Allen mehr geliebt wurde, als Cäsar, und daß die meisten Römer ihm von den Göttern den Sieg erfleheten, obgleich Cäsars edelmüthiges Betragen ihm auch bald Aller Herzen gewann. Dieser hatte jetzt die Armee des Pompejus in Spanien besiegt, war über die Alpen nach Italien zurückgekehrt und in Griechenland bei Oricum gelandet. Hier ließ er dem Pompejus vorschlagen, daß sie beide zusammen kommen, ihre Heere abdanken und versöhnt nach Italien zurückkehren wollten. Pompejus hielt dies für eine Falle, die Cäsar ihm stellen wollte, verwarf den Vorschlag, und schloß den Cäsar in seiner Stellung so ein, daß dieser, da die Flotten des Pompejus das Meer beherrschten und alle Zufuhr abschnitten, in die größte Verlegenheit kam. Er suchte sich durch wiederholte Angriffe auf die Feinde Luft zu machen, und war wirklich in den meisten Gefechten glücklich; aber endlich verlor er ein Haupttreffen, das dem ganzen Kriege ein Ende gemacht haben würde, wenn Pompejus seinen Sieg besser verfolgt und auch das Lager Cäsars angegriffen hätte. Er fürchtete aber vielleicht, wenn er die Feinde aufs äußerste triebe, die erlangten Trophäen wieder zu verlieren, vermied daher auch in der Folge eine Hauptschlacht, und beschloß, die Feinde durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Cäsar fand aber bald darauf Mittel, seine Position zu verlassen und sich nach Thessalien zu ziehen, ein Zug, der den Soldaten des Pompejus wie eine Flucht vorkam, so daß sie laut jubelnd den Krieg schon als beendigt ansahen. In einem Kriegsrathe, den Pompejus halten ließ, wurde jetzt vorgeschlagen, wieder nach Italien zu gehen, es von den Feinden zu befreien, und den Cäsar seinem Schicksale zu überlassen, weil, wenn der Mittelpunkt des Reichs wieder in den Händen der Vaterlandsvertheidiger wäre, die verlornen Provinzen von selbst das Joch des Tyrannen abschütteln und dieser bald von Allen verlassen sein würde; aber Pompejus verwarf diesen Rath, weil es den Schein

haben könnte, als ob er vor Cäsar flöhe, und weil es ungerecht wäre, seine in Thessalien stehenden Armeecorps aufzuopfern, da sie allein dem Cäsar nicht gewachsen wären. Er beschloß also, diesem nachzugehen, eine Hauptschlacht zu vermeiden, und ihn immer nur einzuschließen und alle Zufuhr abzuschneiden. Aber dieser kluge Plan wurde durch die ungeduldige Kampflust seines Heeres und durch die falschen Beschuldigungen vereitelt, welche man gegen ihn vorbrachte, als ob er nur deswegen den Krieg in die Länge ziehen wollte, um desto länger die Regierung in Händen zu behalten. So mußte er denn gezwungen die unglückliche Schlacht bei Pharsalus liefern. Cäsars Armee war 22,000 Mann, die des Pompejus ungefähr noch einmal so stark, jene aber bei weitem an kriegerischer Taktik der letztern überlegen. Pompejus commandirte den rechten Flügel, dem Antonius gegenüber, und Lucius Domitius, unterstützt von der ganzen Reiterei, den linken, dem Cäsar selbst gegenüber, der hier an der Spitze seiner unüberwindlichen 10ten Legion kämpfte. Er befahl dieser, die Spieße nur nach den Gesichtern der feindlichen Reiterei zu kehren, weil diese dann, um nicht ihre Schönheit verunstaltet zu sehen, gewiß nicht Stand halten würden. Der Erfolg entsprach vollkommen der Erwartung. Die zärtlichen jungen Römer, welche hier zum erstenmale in einer Schlacht fochten, konnten es unmöglich vertragen, daß ihr Gesicht ihnen zerfetzt würde; sie überließen sich einer schimpflichen Flucht, und entblößten dadurch das Fußvolk des linken Flügels, so daß Cäsar hier in kurzem völlig Sieger war. Pompejus verlor nun allen Muth, ging ganz betäubt in das Lager zurück, und suchte seine Rettung in der Flucht; bald darauf drangen mit den Flüchtigen auch die Feinde in das Lager ein. Als er mit einigen wenigen Begleitern, dem letztern Consul L. Lentulus, dem P. Lentulus und dem Senator Favonius und mehrern Sklaven über Larissa und das thessalische Thal Tempe die Seeküste

erreicht hatte, wo er den größten Theil der Nacht in einer elenden Fischerhütte zubrachte, so befahl er seinen Sklaven, sich dem Sieger zu unterwerfen, und begab sich mit seinen Freunden in ein kleines Fahrzeug, aus welchem er in ein eben vorbeisegelndes Lastschiff eines gewissen Petilius aufgenommen wurde. Sodann segelte er nach Mitylene, um seine Gemahlin Cornelia, und seinen Sohn, die er hierher gebracht hatte, einzunehmen. Mit diesen theuern Personen setzte er nun seinen Weg längs der Küste von Kleinasien fort und zwar so eilig, daß er nur landete, wo er sich mit Wasser und Lebensmitteln versehen mußte. Bei Attalea in Pamphylien vereinigten sich verschiedene Kriegsschiffe aus Cilicien mit ihm, welche ihm von seiner Flotte und dem Fortgange der Unternehmungen des Cato in Afrika gute Nachrichten brachten. Nach einer langen Berathschlagung, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte, um mit Muße seine Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, beschloß er, nach Aegypten zu segeln, wo er von dem jungen Ptolemäus um so mehr eine gute Aufnahme hoffte, da er dessen Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte. Er kam glücklich bei Pelusium an, und schickte Gesandte an den Ptolemäus, die ihn um einen Zufluchtsort bitten sollten. Nach einer langen Berathschlagung, ob man ihn aufnehmen sollte, oder nicht, ließ sich Ptolemäus durch den Redner Theodot zu der bübischen Verrätherei bereden, ihn zwar aufzunehmen, aber hinrichten zu lassen, um sich bei Cäsar beliebt zu machen. Die Ausführung dieses Unternehmens wurde dem Achillas aufgetragen, der mit einigen Begleitern an das Schiff des Pompejus heranfuhr, und ihn einzusteigen bat, weil wegen der Untiefe des Meeres ein großes Schiff nicht ans Ufer kommen könnte. Sein trauriges Schicksal ahnend, nahm er mit Thränen von seiner Gemahlin Abschied, und stieg mit seinem Freigelassenen Philippus und einem Bedienten in das Fahrzeug, welches dem Ufer zueilte. Den

ganzen Weg über sprach Niemand ein Wort mit dem unglücklichen Feldherrn, und als er eben im Begriff war, aus dem Boote an das Ufer zu steigen, so wurde er von den Verräthern mit ihren Degen durchbohrt. Er stieß nichts als einen Seufzer aus, suchte in einer anständigen Lage zu fallen, und starb im 59sten, nach Andern im 58sten, Jahre seines Alters, den Tag nach seinem Geburtstage. Seine Gemahlin erblickte dies traurige Schauspiel vom Schiffe, und nahm unter lautem Jammergeschrei die Flucht. Die Mörder hieben dem Pompejus den Kopf ab, und ließen ihn nackend und unbegraben am Ufer liegen. Sein Freigelassener, Philippus, wusch den Leichnam, sammelte einige Trümmer von einem alten Kahne, errichtete davon einen Scheiterhaufen, und verbrannte ihn. Als Cäsar nach Aegypten kam, rächte er den Tod seines großen Gegners an den Mördern. Die Asche desselben wurde einige Zeit darauf der Cornelia überbracht und in seiner nahe bei Alba gelegenen Villa beigesetzt.

Pompejussäule, s. Alexandria.

Pondichery, 1) französisches Gebiet auf der Küste Coromandel in Ostindien in der Prov. Carnatik; 4 QM. groß, mit 128,000 Einw. 2) Hauptstadt darin, am Einfluß des Ariankupan in den bengalischen Meerbusen, befestigt; 20,000 Einw. Baumwollenweberei, Rhede, Handel.

Poniatowski. Dies Geschlecht stammt von den Torelli, Grafen von Guastalla, und Joseph Salinguerra V., welcher 1612 geb., flüchtete, als Ranucio I., Herzog von Parma, die übrige Familie hinrichten ließ und ihre Güter confiscirte. Er starb 1650 in Polen, wo sein Stamm das Indigenat besaß. Seine Gattin, Erbin von Poniatow, war Alberts Poniatowski und Anna Lesczinska Tochter; daher nahm dieser Emigrant den neuen Namen an, und sein Stamm ist seit 1764 fürstlich unter den 36 römischen Fürstenfamilien. Des

Stifters Enkel, Stanislaus Graf Poniatowski, geb. 1678, starb 1762 als Kronschatzmeister, diente Karl XII. nach der Schlacht bei Pultawa, wurde Statthalter in Zweibrücken, und kehrte nach Karls XII. Tode nach Polen zurück. Sein ältester Sohn, Stanislaus, polnischer Gesandter in St. Petersburg, bestieg 1764 den Thron als letzter König von Polen. Er war beauftragt worden, für einen Fürsten Czartoryski die Kaiserin zu gewinnen und wurde verhaßt, weil er annahm, was er für den Fürsten Czartoryski nicht erlangen konnte. Er hatte manche Schwächen, aber seine größte war, daß er der targowiczer insurrectionellen Conföderation beitrat, und dadurch den Untergang seines Reichs selbst beförderte. Den 25. Nov. 1795 entsagte er dem Thron und starb in St. Petersburg als pensionirter König den 12. Febr. 1798. — Sein Neffe Joseph, geb. 1762, polnischer Oberfeldherr, ertrank den 19. Oct. 1813 bei Leipzig in der Pleiße beim Rückzuge der franz. Truppen, welche er leitete, gegen den reichenbachschen Garten über. Auch er, nachdem der König die targowiczer Conföderation anerkannt hatte, nahm seinen Abschied, was ihm das Vaterland übel deutete, und hernach als Freiwilliger unter Kosziuczko Dienste. Als der Sieg den Russen blieb, ging er nach Wien und lebte nachher auf seinen Gütern, bis das Herzogthum Warschau hergestellt wurde, wurde dann Kriegsminister, trieb als Sieger die Oestreicher bis Krakau zurück. Im Feldzuge von 1813 verrichtete er tapfere Thaten, wurde französischer Marschall und sein Leichnam im Dom von Krakau beigesetzt. Es lebt ein 1790 geborner natürlicher Sohn desselben. Jetziges Haupt der Familie ist ein Seitenverwandter, Fürst Stanislaus, geb. 1754.

Pönitentiarius, ist der Cardinal und Vorsteher des höchsten geistlichen Gerichts (poenitentiaria). Sind die Sünden noch heimlich, so ist die Gewalt des Pönitentiarius größer als im umgekehr-

ten Falle. In der Würde folgt der Pönitentiarius auf den Generalvicar und erkennt in allen sonst den Bischöfen vorbehaltenen Fällen. Auch nennt man so gewisse Beichtväter, welche vom Papst oder Bischof ausgedehnte Absolutionsgewalt besitzen, und gemeiniglich in der Kathedralkirche ihren Beichtstuhl haben. — Pönitenz ist die Reue eines Sünders, mit dem festen Vorsatz, nicht mehr zu sündigen. Die katholische Kirche betrachtet die Pönitenz als ein Sacrament, kraft dessen der Sünder die Sünde seinem Beichtvater als gewalthabendem Priester bekennt, von dem er die Erlassung seiner nach der Taufe begangenen Sünden erhält. — Pönitenzpfarre, unter den Evangelischen, eine Pfarre von sehr geringem Einkommen.

Pontifex, römischer Priester zur Zeit des Heidenthums in Rom, war keiner Gottheit besonders zu dienen verpflichtet, deren Collegium Sulla auf 18 vermehrte, unter einem Oberpriester Pontifex Maximus. Dies Collegium regulirte alle geistlichen Angelegenheiten und war immer in der Hand der Patricier. Die Kaiser verwalteten das Oberpontificat selbst, um im Nothfall den Einfluß der Religion für ihre Politik benutzen zu können. Daher auch Constantin der Große sich sehr hütete, unter der christlichen Regierung das christliche Pontificat aufzugeben.

Pontinische (pomptinische) Sümpfe nennt man den Landstrich im Kirchenstaate, südlich von Rom, der sich von Nettuno bis Terracina erstreckt, gegen 40 Miglien lang und zwischen 4—10 Miglien breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe, die man nicht mit den Maremmen verwechseln darf, verliert sich in das graueste Alterthum. Wahrscheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den ersten Austrocknungsversuch, als er die berühmte, nach ihm benannte, Heerstraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in diesem Bestreben der Consul Cethegus. Julius Cäsar hatte den riesenmäßigen

Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich mit dem zweckmäßigen Unternehmen, mehrere Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaisern geriethen die Sicherungsanstalten in Verfall, und die Wässer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff. Trajan setzte dasselbe 10 Jahre hindurch mit so vielem Eifer fort, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wiederhergestellt wurde. Während der Stürme, die das römische Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe in den alten traurigen Zustand zurück. Unter dem gothischen Könige Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geschritten, und, wie es scheint, nicht ohne Glück. Allein die getroffenen Vorkehrungen bestanden nicht lange, und bald setzte sich die feindliche Natur wieder in ihre Rechte. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII. (st. 1303) der Erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutigen Tages trocken sind. Martin V. ließ 1417 ebenfalls einen bedeutenden Kanal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch 1 Meile bis zum Meere fehlte, als durch den Tod dieses Papstes die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, ins Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medici, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während 69 Jahren, da das Mediceische Haus sie besaß, wenig oder nichts für ihre Verbesserung. Erst Sixtus V. (st. 1590) machte sich wieder mit Eifer an die Sache und begab sich selbst in die Gegend. Auch er ließ einen großen Kanal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, die indessen, allzu schwach angelegt, bald nach seinem Tode wieder einrissen, sodaß die ganze Gegend bald wieder so sumpfig war wie vorher. Seit dieser Zeit hatte

kein Papst den Muth, das Werk ernstlich zu unternehmen. Erst Pius VI. richtete seine Aufmerksamkeit auf die pontinischen Sümpfe. Mit höchster Genauigkeit wurde das Nivelliren angestellt, die Tiefe der verschiedenen Kanäle und Abzüge gemessen, der Grad der Abschüssigkeit in den Flußbetten ausgemittelt und 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch ward es mit großem Kostenaufwande fortgesetzt, bis es 1788 zu Stande kam. Zwar konnte man bei aller Anstrengung es nicht dahin bringen, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse angemessene Abdachung zu geben; doch bewährten die zweckmäßig geleiteten Kanäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungesunden Dünsten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerstraße (Linea Pia) das Verdienst Pius VI. um diese Gegend. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten fortgesetzt; dennoch scheint es beinahe, daß der alte Sumpfboden den Zwang der Nutzbarmachung nicht ertragen wolle. Zwar ist diese Gegend nicht so fürchterlich, wie sie gewöhnlich geschildert wird, allerdings aber einförmig und, was das Schlimmste ist, der räuberische Charakter ihrer Bewohner, welcher durch die kräftigen Maßregeln der franz. Regierung einigermaßen unterdrückt war, hat in den neuesten Zeiten ganz seine frühere Gestalt angenommen. Uebrigens findet man daselbst ziemlich viel bebautes Land und unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden grasen und Wasserhühner (folaghe) rauschend emporfahren, auch gegen das Meer hin große Waldungen. Die Luft ist jedoch, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer ungesund.

Pontons, eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer- oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Heeren mitgeführt werden, um vermittelst ihrer schwimmende Brücken schnell über einen Fluß zu schlagen. Sie werden an-

einandergesetzt und zu diesem Behuf mit Balken und Brettern belegt. Die zu diesem Zweck bei den Heeren befindlichen Leute heißen Pontoniers, und die Kunst selbst wird in einer militairischen Wissenschaft, der Pontonierswissenschaft, gelehrt. Auch heißen die alten, zum Seedienst nicht mehr brauchbaren Kriegsschiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangenen bewahren, Pontons.

Pontoppidan, 1) (Eric), der Aeltere, ein dänischer Schriftsteller, geb. auf der Insel Fyen den 21. Jan. 1616, starb zu Drontheim den 12. Juli 1678. Er ist der Verf. von »Aucupium Solandiae«, »Epigrammatum sacrorum Centuriae tres«, »Bucolica sacra«, »Margarita Cimbrica« und besonders einer »Grammatica danica« u. A. m. — 2) (Eric), der Jüngere, dän. Bischof (zu Bergen), geb. den 24. Aug. 1698 zu Aarhuus, gest. den 20. Dec. 1764, gab zahlreiche Werke über die Geschichte und die Theologie, auch die norwegische Sprache und Naturgeschichte heraus.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Okeanos. Die Alten verstehen darunter die Tiefe, den festen Grund, der mit den Bergen die Erde ausmachte. Er erzeugte mit s. Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. s. w.

Pontus, eine berühmte Landschaft in Kleinasien am schwarzen Meere. In dem persischen Zeitalter führte sie den Namen Kappadocien am Pontus (d. h. Kappadocien am Pontus Euxinus, am schwarzen Meere), und machte eine eigene Satrapie aus; aus diesem Namen entstand die späterhin gewöhnliche Benennung Pontus, als das Land eigene Beherrscher erhielt. Die östlichern Gegenden des nachmaligen Reiches Pontus waren nichts weniger als den Persern unterworfen. Denn zwischen den verschiedenen Armen des Gebirges Paryadres, welche Pontus theils gegen Osten und Westen begrenzten, theils durchschnitten, wohnten von jeher mehrere kleine, rohe, unab-

hängige Völkerschaften von verschiedener Sprache und Lebensart. Sie gehorchten zwar den Persern unter ihren ersten Monarchen, wie aus Herodot III. 94 und VII. 77 erhellet, aber bald wurden sie nicht bloß unabhängig, sondern den Persern sogar unbekannt; denn kaum haben die Griechen unter Xenophon den Phasisfluß (d. h. den Araxes) passirt, so stoßen sie auf lauter kleine unabhängige Völkerschaften, die den Namen Perser nicht einmal kennen. Längs den Küsten dieser Völker hatten sich allmählig mehrere griechische Oerter gebildet, Colonien von Sinope, einer milesischen Pflanzstadt. Anfangs waren sie Factoreien zum Tauschhandel mit den benachbarten Wilden; nach und nach wurden sie befestigte Städte mit einem kleinen Gebiete rings umher, blieben aber immer in Abhängigkeit von Sinope. In solchen Verhältnissen fand Xenophon die Plätze Trapezus, Kerasus, Kotyora. Damals hatten diese Gegenden auch noch keinen allgemeinen Namen; aber etwas später hin brauchten die Griechen für die Striche auf der Südküste des schwarzen Meeres, wo sie Niederlassungen hatten, die Benennung am Pontus, und begriffen damit Gegenden, welche zum spätern Reiche Pontus nicht mehr gehörten. Auch unter Alexander, der nie hierher kam, und unter seinen Nachfolgern, den ersten syrischen Königen, dauerte wahrscheinlich die Unabhängigkeit der genannten Bergvölker fort; als aber nach dem Abfall der Parther, nach der Demüthigung Antiochus des Gr. durch die Römer, in Groß- und Kleinarmenien sich eigne Fürsten bildeten, so fingen diese an, die an sie angrenzenden Bergvölker zu bekämpfen, und unterwarfen sie sich zum Theil. Antipater, König von Kleinarmenien und Gebieter der Gegenden am Pontus von Trapezus gegen Westen bis an den Fluß Thermodon hin, trat dies ganze Gebiet an Mithridates den Großen, seinen nahen Anverwandten, ab, der von seinen Voreltern her schon die westlichern Striche am Pontus besaß, und nun die noch weiter

nordöstlich wohnenden unabhängigen Bergvölker besiegte. Die westlichern, weniger gebirgigen Theile von Pontus vom Vorgebirge Jasonium an gegen Westen bis zum Flusse Halys wurden von Kappadociern, wie sie die Perser, oder von weißen Syrern, wie sie die Griechen nannten, bewohnt. Diese standen während der Regierung der ersten Könige unter persischer Hoheit, und hatten wahrscheinlich mit den übrigen größern Kappadociern einerlei Satrapen; nach Xerxes aber ward ihr Zusammenhang mit Persien wandelbar, und kaum 100 Jahre später gehörten sie zu einer neuen Dynastie, die sich unterdessen gebildet hatte. Zuerst rissen sich die westlich an den Halys grenzenden Paphlagonier, auch von syrischer Abkunft, los, wählten sich einen eignen Fürsten, und vereinigten die weißen Syrer mit ihrer Dynastie und sogar mit ihrem Namen, denn alles Land bis östlich über den Thermodon hinaus hieß nun Paphlagonien. Als die Zehntausende hierher kamen, hieß der Fürst der vereinigten Völker Korylas; seine Herrschaft erstreckte sich gegen Westen bis über Sinope hinaus, und seine Kriegsmacht stieg über 120,000 Mann. In den nächstfolgenden Jahren werden Thyas und Mithridates als Dynasten der Paphlagonier genannt. Letzterer wurde, weil er die Oberherrschaft des Perserkönigs nicht anerkennen wollte, vom Klearchos, Tyrannen von Heraklea, gefangen, und nun bemächtigte sich der Satrap von Phrygien, Ariobarzanes, seines Reichs, der von den sieben persischen Fürsten abzustammen sich rühmte, welche den Darius auf den Thron erhoben, und daher kam es, daß die spätern Könige von Pontus den Ursprung ihres Reichs unmittelbar von einem Geschenke des Darius Hystaspis herleiteten. Dem Ariobarzanes folgte nach einer 26jährigen Regierung sein Sohn Mithridates, der 35 Jahre zu Alexanders des Gr. Zeiten, und nach ihm, regierte. Er focht mit dem Eumenes gegen Antigonus, der ihm aber wahrscheinlich nach des Eumenes Besiegung

verzieh, denn wir finden ihn wieder als einen dem Antigonus unterworfenen Dynasten von Kium in Bithynien; er wurde aber von demselben wegen des Verdachts verrätherischer Absichten getödtet. Sein Sohn Mithridates, der als Offizier bei der Armee des Antigonus gedient hatte, entfloh jetzt, kam glücklich nach Kappadocien, fand Anhänger, und bemächtigte sich des väterlichen Landes nebst mehreren angrenzenden Strichen. Die damaligen Unruhen in Asien und die Kriege gegen den Antigonus machten, daß er seine Unternehmungen ungestört ausführen konnte. Er befestigte während seiner 36jährigen Regierung seine Herrschaft so, daß er sie unbestritten seinen Erben hinterlassen konnte. Mit Recht kann man ihn daher als den Stifter des pontischen Reichs ansehen, und von ihm rechnen auch die spätern Schriftsteller die Zahl der Könige von Pontus, deren gewöhnlich 7 gezählt werden. Diese waren Ariobarzanes II., Mithridates II., Pharnaces, Mithridates III., Mithridates IV., oder der Große, und Pharnaces II. Wenn man die frühern Regenten während des persischen Zeitalters mitzählt, so bekommen die Könige, welche Mithridates heißen, andere Zahlen als Beinamen. Mithridates II. verlor anfangs mehrere Stücke seines Gebiets an die Galater, bekämpfte sie aber späterhin mit Glück. Weil er die Tochter des Königs Seleucus Callinicus von Syrien heirathete, so rühmten sich nun seine Nachfolger, aus dem Blute der alten persischen Monarchen und der syrischen Könige abzustammen. Pharnaces kämpfte lange mit seinen von den Römern begünstigten Nachbarn, und verlor durch den Ausspruch jener Weltgebieter unter andern auch Paphlagonien, d. h. die Gegenden des innern Landes; denn er behielt die Küstenstädte Tejon und Sinope und überhaupt einen westlichen Strich von Paphlagonien um Heraklea und Amastris, der in viel spätern Zeiten noch den Namen Pontus behielt. Jetzt erst scheint der Name Pontus, in der Bedeu-

tung als eigenes Reich, bei den Griechen aufgekommen und endlich unter Mithridat dem Gr. allgemein angenommen worden zu sein. Die ältern Schriftsteller gebrauchen ihn immer nur zur Bezeichnung der Küstenorte am Pontus Euxinus, sagen auch deswegen in Ponto, und Sinope, Heraklea und andere westliche Küstenstädte gehören eben so gut zum Pontus, wie die östlichern Gegenden, auf welche sich in der Folge der Name einschränkte. Diodor, der immer ältern Quellen folgt, nennt daher den Stifter des neuen Reichs in diesen Gegenden, Mithridates I., König von Kappadocien und Paphlagonien, und Polybius, König von Kappadocien am Pontus Euxinus; nie heißt er König von Pontus, außer bei solchen, welche in der Sprache ihres Zeitalters reden. Paphlagonien kam jetzt durch den Spruch der Römer von diesem Reiche ab, und es blieb noch übrig das Land der weißen Syrer, oder Kappadocien am Meere, welches in der Folge durch Eroberungen gegen Osten, wie wir schon erwähnt haben, erweitert wurde. Dieses erhielt nun den Namen Pontus, um es von dem eigentlichen Kappadocien zu unterscheiden. Mithridates III. machte sich die Römer zu Freunden, erhielt dafür von ihnen Großphrygien, und durfte das Geschenk des Königs von Paphlagonien annehmen, der ihm im Testamente sein Land vermachte. Zum höchsten Gipfel des Glanzes erhob aber Mithridates der Gr. das väterliche Reich, indem er durch schnelle Eroberungen gegen Osten in Kurzem als Gebieter aller Völkerschaften erscheint, welche von Heraklea und Amastris an rings um an den Küsten des Pontus Euxinus bis zur Taurischen Halbinsel saßen. Sein Reich hatte jetzt eine große Ausdehnung in die Länge, obgleich eine desto geringere in die Breite, und wenn man nach den Krümmungen der Küste rechnet, so betrug erstere über 500 Meilen, wonach die Angabe Appians Mithr. c. 15. zu würdigen ist. Nun machte er auch Eroberungen gegen Westen, und entschloß sich, durch

die Römer gereizt, zum Kriege gegen diese übermüthigen Weltbeherrscher, der auch im Anfange mit dem glänzendsten Erfolge geführt und durch einen Frieden geendigt wurde, welcher ihm doch wenigstens nur seine neuen Eroberungen gegen Westen kostete. Nachdem er endlich durch den Pompejus besiegt und durch die Meuterei seiner Truppen gefallen war: so wurden die ihm abgenommenen Länder von den Römern in mehrere Theile zerstückt. Die zunächst an Galatien, an den Ufern des Halys gelegenen fruchtbaren Striche, einst die Hauptsitze der weißen Syrer, wurden von dem übrigen Pontus abgerissen und als ein Theil Galatiens betrachtet. Der zunächst angrenzende Distrikt behielt zwar den Namen Pontus, da er aber dem galatischen Fürsten Dejotarus gegeben wurde, so bekam er von nun an den Beinamen Pontus Galaticus. Die Kolchier im südöstlichen Theile des Pontus Euxinus bekamen einen eigenen König; die Gegend um Trapezus erhielt Dejotarus, und die wichtigsten Städte an der Küste bis nördlich über den Phasis, so daß Dioscurias die äußerste war, behielten die Römer in eignem Besitze; einige östlichere Bergvölker wurden für unabhängig erklärt und die taurische Halbinsel nebst den angrenzenden Strichen in Asien erhielt des Mithridates Sohn, Pharnaces, unter dem Titel des Bosporanischen Königreichs. Den mittlern Strich endlich des eigentlichen Pontus, der gegen Westen bis an den Fluß Iris reichte, längs der Küste nur eine schmale Ausdehnung bis gegen Ischioptis, eine desto tiefere aber in das innere Land bis an das eigentliche Kappadocien hatte, behielten auch die Römer; wenigstens kommt er bei der Vertheilung, die Pompejus machte, nirgends vor. Pharnaces eroberte auf kurze Zeit sein väterliches Reich wieder; aber glücklicher war sein Sohn Polemon, der durch den Antonius den mittlern Theil von Pontus bekam, und ihn unter August behielt. Dieser Theil hieß von jetzt an Pontus Polemoniacus. Die Witwe des Po=

lemon, Pythodoris, vermählte sich mit dem Könige von Kappadocien, und dieser behielt nach ihrem Tode einige Küstenstriche von Pontus, welche von jetzt an den Namen Pontus Cappadocius behielten. Im Pontus Polemoniacus folgte der Pythodoris Sohn, Polemo II., und nach dessen Tode wurde sein Land vom Kaiser Nero zur römischen Provinz gemacht und durch einen Präses regiert. Von der Einrichtung des ganzen Landes gibt uns erst Ptolemäus zuverlässige Bestimmungen; wir wissen aber nicht, ob sie schon unter Nero, oder erst durch einen seiner Nachfolger ins Reine gebracht wurde. Nach den Angaben des Ptol. nämlich machten die drei Theile des Pontus, nebst dem eigentlichen Kappadocien und Kleinarmenien, Eine Provinz unter dem Namen Kappadocia aus; nur die westlichste Strecke gegen den Halysfluß hin, einst der Hauptsitz der weißen Syrer, blieb abgerissen und ein Theil der Provinz Galatien. Diocletian und Konstantin der Gr. machten neue Veränderungen. Die große Provinz Kappadocien zerfiel wieder in ihre ursprünglichen Theile. Der Pontus wurde in zwei Hälften zerlegt, von denen Konstantin die westliche, seiner Mutter zu Ehren, Heleno-Pontus nannte. Sie umfaßte den ehemaligen galatischen Pontus und die einst von Pontus abgerissenen Stücke um den Fluß Halys, nebst einem Theil der noch fernern westlichen Küste, so daß Sinope noch dazu gehörte. Der Vorsteher war jetzt ein Consularis. Die östliche Provinz behielt den Namen Pontus Polemoniacus, aber in größerer Ausdehnung gegen Osten und in kleinerer gegen Süden. Justinian zerriß zwar diese Anordnung, indem er den Helenopontus und Pont. Polem. wieder vereinigte und nur den ersten Namen für gültig erklärte; aber seine Anordnung hatte keinen Bestand; die spätern Schriftsteller richten sich nach der ältern Eintheilung. Die Nordgrenze vom kappadocischen Pontus war der Phasis-Fluß; dann folgten längs der Küste gegen Westen hin mehrere

kleine Küstenflüsse, von denen der beträchtlichste der Acampsis war, von dessen Mündung eine alte und wichtige Stadt Apsarus 50 Stadien entfernt lag; ferner, außer mehrern von weniger Bedeutung, die Oerter Trapezus, Hermonassa, Kordyla, Kerasus, Philokalea, Zephyrium, Pharnakia, der Fluß Melanthius, welcher zum Theil die Grenze zwischen dem Pontus Kappadocius und Polemoniacus machte, die Stadt Kotyora, der Hafen Boona, und das Vorgebirge Jasonium, welches den Pontus Cappadocius zu äußerst gegen Westen begrenzte. Was die wilden Völkerschaften in den östlichen Theilen des Pontus Cappadocius betrifft, so werden sie uns vornehmlich durch Herodot, Scylax und Xenophon bekannt. Es gehören hierher die Kolchi, deren Wohnsitze sich an der Ostküste des Pontus Euxinus bis südlich an den Fluß Apsarus erstreckten; ferner mehrere kleine Bergvölker, deren Namen wir übergehen; die Chalybes, eine sehr tapfere und etwas kultivirtere Völkerschaft, welche vornehmlich in Armenien wohnte; die Skythini, welche näher an den eigentlichen Pontus heranwohnten, die Macrones, noch weiter westlich, die Machelones, Heniochi, ein Zweig der Kolchi, südlich von Trapezus, Mosynöci, westlich von Trapezus, Tibareni, südöstlich von Kotyora und andere. Der bisher beschriebene östlichere Theil des Pontischen Reichs, der gegen Westen bis zum Vorgebirge Jasonium reichte, war, wie wir gesehen haben, von lauter halbwilden Völkerschaften bewohnt, und erhielt den Namen des kappadocischen Pontus erst durch die Römer. Die westlichere Gegend aber, vom Vorgebirge Jasonium bis an und über den Fluß Halys hinaus, hatte fruchtbare, von einem gebildetern Volke, den Kappadociern oder weißen Syrern, bewohnte Striche, stand Anfangs unter der Herrschaft der Perser, und war mit der Satrapie Paphlagonien vereinigt, erhielt dann immer mehr unabhängige Fürsten, und bildete endlich nach Alexander ein eigenes Reich. s. oben. Es bestand aus

einer sehr großen, nur selten von kleinen Bergen unterbrochenen Ebene, die gegen Osten vom Gebirge Paryadres, gegen Westen vom Flusse Halys, gegen Süden von Zweigen des Paryadres, und gegen Norden vom Pontus Euxinus begrenzt wurde. Das größte Stück dieser Ebene begriff die Landschaft Pharnacea. Der Pontus Polem. machte von diesem Lande den östlichen, den Pontus Galaticus den westlichen Theil aus, indem dieser die Gegend an der Küste vom Flusse Thermodon bis in die Nähe von Amisus, nebst den zunächst liegenden südlichen Gebirgsreihen in sich begriff. Die Hauptörter waren längs der Küste, Palemonium, Themiscyra, Lycastus, Amisus, und von den Küstenflüssen sind zu bemerken der Thermodon, Iris, Lycastus, und der ansehnliche Grenzfluß Halys. Die Städte des pontischen Reichs längs der Küste waren griechischen Ursprungs; indem den Einwohnern des Landes der Begriff von großen, mit Mauern und Graben befestigten Orten ganz fremd gewesen zu sein scheint; denn im Innern des Landes findet man vor der Herrschaft der Römer keine eigentliche Stadt, Amasia ausgenommen, welche griechischen Ursprungs war. Alles Uebrige waren ausgebreitete Flecken, welche ihre Bevölkerung zum Theil dem Rufe eines allgemein verehrten Tempels verdankten; oder feste Bergschlösser in den Gebirgen, wohin die Fürsten des Landes ihre Schätze und Kriegsgeräthschaften in Sicherheit brachten. Die Römer zerstörten diese Bergfesten, und erhoben dagegen die großen Flecken zu Städten, die aber doch nur mittelmäßig blieben, weil die Einwohner die alte Sitte, in zerstreueten Wohnungen zu leben, nicht vergessen konnten, und nur einen unbedeutenden Landhandel hatten. Das ganze innere Land in den östlichen Strichen bestand eigentlich bloß in etlichen Reihen langer und meistens fruchtbarer Thäler, durch die Seitenketten des Gebirges Stödises in Kleinarmenien gebildet.

Ende des sechsundvierzigsten Bändchens.